

# ИВАН ГОНЧАРОВ

OBLOMOW

# **Iwan Alexandrowitsch Gontscharow**

# **Oblomow**

*[http://www.litres.ru/pages/biblio\\_book/?art=48632060](http://www.litres.ru/pages/biblio_book/?art=48632060)*

*Oblomow:*

# Содержание

Erster Theil	4
I	4
II	25
III	61
IV	69
V	92
VI	102
VII	112
VIII	123
IX	165
Конец ознакомительного фрагмента.	208

# Iwan Gontscharow

## Oblomow

### Erster Theil

#### I

Auf der Gorochowajastraße, in einem der großen Häuser, dessen Bevölkerung für eine ganze Kreisstadt ausgereicht hätte, lag des Morgens Ilja Iljitsch Oblomow in seiner Wohnung auf dem Sofa. Das war ein etwa zweiunddreißigjähriger Mann von mittlerem Wuchs und angenehmen Äußern, mit dunkelgrauen Augen, die über die Wände und Zimmerdecke sorglos streiften und jenes unbestimmte Sinnen ausdrückten, welches darauf hinwies, daß ihn nichts beschäftigte und nichts beunruhigte. Die Sorglosigkeit gieng vom Gesicht auf die Stellung des ganzen Körpers und selbst auf die Schlafrockfalten über. Manchmal trübte sich sein Blick durch einen Anflug von Müdigkeit oder Langeweile. Aber weder die Müdigkeit noch die Langeweile konnten von seinem Gesicht auch nur für einen Augenblick die Weichheit vertreiben, die der herrschende und grundlegende Ausdruck nicht nur seines Gesichtes, sondern seiner ganzen Seele war. Diese Seele leuchtete so offen hell

aus den Augen, dem Lächeln und einer jeden Kopf- und Handbewegung. Ein flüchtig beobachtender, theilnahmsloser Mensch würde Oblomow nur im Vorübergehen anblicken und sagen: »Das ist gewiß ein guter, einfacher Kerl!« Ein tieferer und sympathischerer Mensch würde sein Gesicht lange betrachten und dann lächelnd, in angenehmes Sinnen vertieft, fortgehen.

Ilja Iljitschs Gesichtsfarbe war weder roth, noch dunkel, noch ausgesprochen blaß, sondern unbestimmt, und sie erschien vielleicht deswegen so, weil Oblomow gar nicht im Verhältniß zu seinem Alter aufgedunsen war: sei es aus Mangel an Bewegung oder an Luft oder vielleicht an beidem. Überhaupt erschien sein Körper, nach der matten, zu weißen Färbung des Halses, den kleinen weichen Händen und den schlaffen Schultern zu urtheilen, für einen Mann zu sehr verzärtelt. Seine Bewegungen wurden, selbst wenn er erregt war, durch eine Sanftheit und eine der Grazie nicht entbehrende Trägheit gedämpft. Wenn ihm eine Sorgenwolke aus der Seele aufs Antlitz glitt, umzog sich sein Blick, auf der Stirn erschienen Falten, und es begann ein Spiel des Zweifels, der Trauer, des Schreckens; doch diese Unruhe erstarrte selten in der Form einer bestimmten Idee und verwandelte sich noch seltener in ein Vorhaben. Die ganze Erregung löste sich in einen Seufzer auf und erstarb in einer Apathie und einem Hindämmern.

Wie gut paßte Oblomows Hausanzug zu seinen ruhigen Gesichtszügen und seinem verzärtelten Körper! Er trug einen Schlafrock aus persischem Stoffe, einen echten

morgenländischen Schlafrock – ohne die geringste Anlehnung an Europa, ohne Quasten, ohne Sammt, ohne Taille – der so weit war, daß Oblomow sich zweimal hineinwickeln konnte. Nach der unveränderlichen asiatischen Mode erweiterten sich die Ärmel von den Fingern zur Schulter immer mehr und mehr. Trotzdem dieser Schlafrock seine ursprüngliche Frische eingebüßt hatte und seinen früheren, natürlichen Glanz stellenweise durch einen erworbenen ersetzt hatte, behielt er doch noch die Lebhaftigkeit der morgenländischen Farbe und die Dauerhaftigkeit des Gewebes bei.

Der Schlafrock hatte in Oblomows Augen eine Menge unschätzbarer Eigenschaften: er war weich und schmiegsam; man fühlte ihn kaum auf sich; er paßte sich, gleich einem gehorsamen Slaven, den geringsten Bewegungen des Körpers an.

Oblomow gieng zu Hause immer ohne Cravatte und ohne Weste herum, denn er liebte die Bequemlichkeit und Freiheit. Er trug lange, weiche und breite Pantoffel; wenn er seine Füße vom Bett auf den Fußboden herabgleiten ließ, schlüpfte er ohne hinzuschauen unfehlbar in beide Pantoffel auf einmal.

Das Liegen war für Ilja Iljitsch weder eine Nothwendigkeit, wie für einen Kranken oder einen Schläfrigen, noch eine Zufälligkeit, wie für einen Ermüdeten, noch ein Vergnügen, wie für einen Faulen: es war sein normaler Zustand. Wenn er zu Hause war – und er war fast immer zu Hause – lag er stets in dem Raum, in welchem wir ihn angetroffen haben, der ihm

als Schlaf-, Arbeits- und Empfangszimmer diente. Er besaß noch drei Zimmer, doch er schaute selten hinein, höchstens des Morgens – aber auch nicht jeden Tag – wenn sein Diener das Arbeitszimmer fegte, was nicht täglich geschah. In jenen Zimmern steckte das Möbel in Überzügen und die Stores waren herabgelassen.

Das Zimmer, in welchem Ilja Iljitsch lag, erschien auf den ersten Blick sehr schön eingerichtet. Es standen darin zwei mit Seide überzogene Sofas, ein Secretär aus Mahagoniholz und ein schöner Wandschirm mit gestickten, in der Natur niemals vorkommenden Vögeln und Früchten. Es gab darin auch seidene Vorhänge, Teppiche, ein paar Bilder, Bronzen, Porzellan und eine Menge hübscher Kleinigkeiten. Doch das erfahrene Auge eines Menschen von gutem Geschmack würde auf den ersten flüchtigen Blick aus allem, was da war, nur den Wunsch herauslesen, das Decorum der unvermeidlichen Anstandsregeln so gut es gieng zu wahren, um sie nur los zu werden. Oblomow war bei der Einrichtung seines Arbeitszimmers sicherlich nur von dieser Absicht geleitet worden. Ein verfeinerter Geschmack hätte sich nicht mit diesen schweren, ungraziösen Mahagonisesseln und den wackligen Etagéren begnügt. Die Lehne des einen Sofa hatte sich gesenkt und das aufgeklebte Holz hatte sich stellenweise gelöst.

Die Bilder, Vasen und Kleinigkeiten trugen denselben Charakter.

Doch der Eigenthümer selbst betrachtete die Einrichtung

seines Arbeitszimmers so kalt und zerstreut, als fragte er mit den Augen: »Wer hat das alles hergeschleppt und hineingestellt?« Auf dieses kühle Verhalten Oblomows seinem Eigenthum gegenüber und vielleicht auch auf das noch kühlere Verhalten seines Dieners Sachar demselben Gegenstand gegenüber war es zurückzuführen, daß der Zustand des Arbeitszimmers bei genauerer Untersuchung durch die darin herrschende Nachlässigkeit und Verwahrlosung verblüffte. Auf den Wänden, bei den Bildern hieng staubiges Spinnwebgewebe in Form von Gewinden; statt die Gegenstände wiederzugeben, konnten die Spiegel eher als Tafeln dienen, auf deren Staub man irgendwelche Notizen aufzeichnen konnte. Die Teppiche waren fleckig. Auf dem Sofa lag ein vergessenes Handtuch; es kam selten vor, daß auf dem Tische nicht ein Teller mit einem Salzfaß und einem abgenagten Knochen nach dem gestrigen Abendbrot zurückgeblieben war und keine Brotrumen herumlagen. Wenn dieser Teller und die am Bett lehrende, soeben zu Ende gerauchte Pfeife, oder deren im Bett liegender Eigenthümer nicht wären, könnte man glauben, es wohne hier niemand – so verstaubt, verblichen und überhaupt so ohne jede lebendige Spur einer menschlichen Anwesenheit war alles. Auf den Etagères lagen zwar zwei, drei aufgeschlagene Bücher und trieb sich eine Zeitung herum und auf dem Secretär stand auch ein Tintenfaß mit Federn, aber die aufgedeckten Seiten der Bücher waren staubig und vergilbt; man sah, daß man sie schon längst fortgeworfen hatte; die Zeitung wies ein vorjähriges Datum auf,



und wenn man die Feder ins Tintenfaß stecken wollte, würden höchstens erschrockene, summende Fliegen herausschwirren.

Ilja Iljitsch wachte gegen seine Gewohnheit sehr früh, um acht Uhr, auf. Er war durch irgend etwas sehr in Anspruch genommen. Auf seinem Gesicht drückten sich abwechselnd bald Angst, bald Traurigkeit, bald Ärger aus. Man sah, daß in seinem Innern sich ein Kampf abspielte und daß der Verstand ihm noch nicht zu Hilfe gekommen war.

Oblomow hatte nämlich am vorhergehenden Tage einen unangenehmen Brief von seinem Dorfschulzen erhalten. Man kann sich denken, von was für Unannehmlichkeiten ein Dorfschulze schreiben kann: von Mißernte, Zahlungsrückständen, Verringerungen der Einnahmen etc. Trotzdem der Dorfschulze im vorigen und vorvorigen Jahre seinem Herrn genau ebensolche Briefe geschrieben hatte, wirkte dieser letzte Brief ebenso stark, wie jede unangenehme Überraschung.

War es denn etwas Leichtes? Es stand ja bevor, über die Wege zur Anwendung irgendwelcher Maßregeln nachzudenken. Übrigens muß man der Sorgsamkeit Ilja Iljitschs seinen Geschäften gegenüber Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hatte gleich nach dem ersten unangenehmen Brief seines Dorfschulzen vor ein paar Jahren damit begonnen, im Geiste den Plan verschiedener Änderungen und Verbesserungen in der Verwaltung seines Gutes auszuarbeiten. In diesem Plane wurden verschiedene neue ökonomische, polizeiliche und noch

andere Maßregeln in Aussicht gestellt. Doch der Plan war noch lange nicht ganz ausgearbeitet, und die unangenehmen Briefe des Dorfschulzen wiederholten sich alljährlich, trieben ihn zur Thätigkeit an und störten folglich seine Ruhe. Oblomow erkannte die Nothwendigkeit, etwas Entscheidendes zu beginnen.

Er hatte sich gleich beim Erwachen vorgenommen, aufzustehen, sich zu waschen und nachdem er Thee getrunken hatte, gründlich nachzudenken, manches in Erwägung zu ziehen, zu notieren und sich überhaupt der Sache ganz zu widmen. Er lag eine halbe Stunde lang da und quälte sich mit diesem Vorsatze ab; doch dann überlegte er sich, daß er das alles auch nach dem Frühstück thun konnte, daß er den Thee wie immer liegend trinken würde, umsomehr, als diese Stellung zum Nachdenken ebensogut geeignet war. Das that er auch. Nach dem Thee hatte er sich schon auf seinem Lager aufgerichtet und wäre beinahe aufgestanden; er hatte sogar begonnen, auf die Pantoffel blickend, den einen Fuß vom Bette zu ihnen herabgleiten zu lassen, doch dann zog er ihn gleich wieder hinauf.

Es schlug halb Zehn, Ilja Iljitsch raffte sich auf.

»Was soll denn das, wirklich?« sagte er laut und ärgerlich.  
»Man muß ja ein Gewissen haben; es ist Zeit, mit der Arbeit zu beginnen! Wenn man sich gehen läßt, dann . . .«

– Sachar! – schrie er.

Im Zimmer, das nur durch einen kleinen Corridor von Ilja Iljitschs Arbeitszimmer getrennt war, hörte man zuerst etwas, wie das Brummen eines Kettenhundes und dann das Geräusch

von irgendwo herabspringenden Füße. Das war Sachar, der von der Ofenbank herabsprang, auf welcher er gewöhnlich seine Zeit vor sich hindröselnd verbrachte.

Ins Zimmer trat ein älterer Mann in einem grauen Rock mit einem Loch unter dem Arm und einem daraus hervorschauenden Hemdzipfel, in einer grauen Weste mit Messingknöpfen, mit einem Schädel, der nackt wie ein Knie war, und einem breiten, dichten, dunkelblond und grau melierten Backenbart, dessen jede Hälfte für drei Bärte ausreichen würde.

Sachar machte keine Versuche, nicht nur das ihm von Gott verliehene Äußere, sondern auch die von ihm im Dorf getragene Kleidung zu ändern. Seine Anzüge wurden ihm nach dem Modell, das er sich aus dem Dorfe mitgebracht hatte, genäht. Der graue Rock und die Weste gefielen ihm auch darum, weil er in dieser halb militärischen Kleidung eine schwache Erinnerung an die Livrée sah, die er einst trug, als er die verstorbenen Herrschaften in die Kirche oder bei Visiten begleitete; die Livrée war aber in seiner Erinnerung das einzige Symbol der Würde des Hauses Oblomow. Nichts erinnerte den Alten mehr an das wohlige, ruhige, herrschaftliche Leben im entlegenen Dorfe. Die alten Herrschaften waren gestorben, die Familienporträts waren zu Hause geblieben und lagen wohl irgendwo auf dem Dachboden herum; die Überlieferung von der alten Lebensweise und der Vornehmheit der Familie verschwand mit der Zeit oder lebte nur in der Erinnerung weniger im Dorfe zurückgebliebener Greise. Darum war der graue Rock Sachar so theuer; darin, wie

auch in einigen sich im Gesichte und in den Manieren des Herrn erhaltenen Merkmalen, die an seine Eltern erinnerten, und in seinen Launen, über die er zwar im Geiste und laut brummte, die er aber in seinem Innern als die Äußerung des herrschaftlichen Willens und Rechtes achtete, sah er schwache Überreste der dahingeschwundenen Majestät. Ohne diese Launen fühlte er keinen Herrn über sich; ohne sie machte nichts seine Jugend, das Dorf, das sie längst verlassen hatten, und die Erzählungen über diese alte Familie auferstehen. Das Haus Oblomow war einst reich und in seiner Heimat berühmt gewesen, doch dann verarmte es, Gott weiß weshalb, verkümmerte und verlor sich endlich unmerklich unter den jüngeren Adelsgeschlechtern. Nur die ergrauten Diener des Hauses verwahrten und übergaben einander das treue Angedenken an die Vergangenheit, das sie wie ein Heiligthum hochhielten. – Darum liebte Sachar so seinen grauen Rock. Vielleicht war ihm auch sein Backenbart darum so theuer, weil er in seiner Kindheit viele alte Diener mit dieser alterthümlichen, aristokratischen Barttracht gesehen hatte.

In seine Gedanken versunken, bemerkte Ilja Iljitsch Sachar lange Zeit nicht. Sachar stand schweigend vor ihm. Endlich räusperte er sich.

- Was hast Du? – fragte Ilja Iljitsch.
- Sie haben mich ja gerufen!
- Ich habe Dich gerufen? Warum habe ich Dich denn gerufen – ich weiß es nicht mehr! – antwortete er und streckte sich. – Geh vorläufig in Dein Zimmer, und ich werde mich erinnern.

Sachar gieng, und Ilja Iljitsch blieb liegen und dachte wieder über den verfluchten Brief nach.

Es verging eine Viertelstunde.

»Nun es ist genug zu liegen,« sagte er; »man muß ja aufstehen . . Ich werde übrigens den Brief des Dorfschulzen noch einmal aufmerksam durchlesen und werde dann aufstehen. Sachar!«

Wieder derselbe Sprung und ein heftigeres Brummen. Sachar kam herein, und Oblomow versenkte sich wieder in seine Gedanken. Sachar blieb etwa zwei Minuten stehen, indem er den Herrn ungnädig ein wenig von der Seite anblickte und trat endlich zur Thüre.

– Wohin denn? – fragte plötzlich Oblomow.

– Sie sagen mir nichts, warum soll ich denn unnütz dastehen? – krächzte Sachar in Ermangelung einer andern Stimme, die er, wie er sagte, als er mit dem alten Herrn auf die Jagd fuhr, und ihm ein heftiger Wind in den Hals blies, verloren hatte. Er stand halb abgewendet in der Mitte des Zimmers und blickte Oblomow immer von der Seite an.

– Fallen Dir denn Deine Füße ab, wenn Du stehen bleibst? Du siehst, ich habe Sorgen – warte also! Bist Du denn zu wenig gelegen? Suche den Brief, den ich gestern vom Dorfschulzen bekommen habe. Wo hast Du ihn hingegeben?

– Was für ein Brief? Ich habe keinen Brief gesehen – sagte Sachar.

– Du hast ihn ja dem Briefträger abgenommen, es war ein so

schmutziger Brief.

– Woher soll ich denn wissen, wo Sie ihn hingelegt haben? – sprach Sachar, über die Papiere und die verschiedenen auf dem Tische liegenden Sachen mit der Hand fahrend.

– Du weißt nie etwas. Schau dort im Korb nach! Oder ist er vielleicht hinter das Sofa gefallen? Die Lehne da am Sofa ist noch immer nicht repariert; warum holst Du nicht den Tischler und läßt es machen? Du hast sie ja zerbrochen.

– Ich hab sie nicht zerbrochen, – antwortete Sachar; – sie ist von selbst zerbrochen; sie kann ja nicht ewig halten, sie muß ja auch einmal zerbrechen.

Ilja Iljitsch hielt es nicht für nothwendig, das Gegentheil zu beweisen.

– Hast Du ihn schon gefunden? – fragte er nur.

– Hier sind Briefe.

– Das sind andere.

– Dann gibt's keine mehr, – antwortete Sachar.

– Also gut, geh'! – sagte Ilja Iljitsch ungeduldig; – ich werde aufstehen und ihn selbst finden.

Sachar gieng in sein Zimmer, doch so wie er sich mit den Händen gegen die Ofenbank stemmte, um hinaufzuspringen, hörte er wieder die eiligen Rufe: »Sachar, Sachar!«

– Ach Du mein Gott! – brummte Sachar, sich wieder ins Arbeitszimmer begebend; »was das für eine Qual ist? Wenn doch mein Tod bald käme!«

– Was wollen Sie? – sagte er, sich mit der einen Hand an der

Zimmerthür haltend, und blickte Oblomow zum Zeichen seiner Ungnade so sehr von der Seite an, daß er ihn mit dem halben Auge zu sehen bekam, während sein Herr nur die eine ungeheure Backenbarthälfte sah, welche die Erwartung hervorrief, aus ihr würden zwei, drei Vögel herausfliegen.

– Das Taschentuch, geschwind! Das könntest Du selbst wissen; siehst Du denn nicht! – bemerkte Ilja Iljitsch streng.

Sachar äußerte keine besondere Unzufriedenheit oder Verwunderung bei diesem Befehl und Vorwurf des Herrn, da er wohl von seinem Standpunkt aus beides sehr natürlich fand.

– Wer weiß, wo das Taschentuch ist! – brummte er, indem er eine Runde durch das Zimmer machte und jeden Stuhl betastete, obgleich man auch so sehen konnte, daß auf den Stühlen nichts lag.

– Sie verlieren alles! – bemerkte er, die Thür in den Salon öffnend, um nachzuschauen, ob das Gesuchte sich nicht dort befand.

– Wohin? Suche hier; ich war seit vorgestern nicht drin. So beeile Dich doch! – sagte Ilja Iljitsch.

– Wo ist das Taschentuch? Das Taschentuch ist nicht da! – erwiderte Sachar achselzuckend und in alle Winkel schauend. – Da ist es ja, – krächzte er plötzlich zornig; – unter Ihnen! Da schaut ein Zipfel heraus. Sie liegen selbst auf dem Taschentuch und fragen darnach!

Und Sachar wandte sich ohne eine Antwort abzuwarten der Thür zu. Oblomow war ein wenig verlegen geworden. Er fand

schnell einen neuen Vorwand, Sachar im Unrecht erscheinen zu lassen.

– Wie rein Du hier alles hältst! Mein Gott, wie schmutzig und staubig es ist! Da, da, schau mal in die Ecken hinein – Du thust gar nichts!

– Ich thu nichts . . . – begann Sachar mit gekränkter Stimme; ich gebe mir so viel Mühe, mir ist es um mein Leben nicht zu schade, ich staube ab und fege fast jeden Tag . . .

Er zeigte auf die Mitte des Fußbodens und auf den Tisch hin, auf dem Oblomow zu Mittag aß.

– Da, da, – sagte er. Alles ist ausgefegt und zusammengeräumt, wie zu einer Hochzeit . . . Was wollen Sie noch?

– Und was ist das? – unter brach ihn Ilja Iljitsch, auf die Wände und den Plafond zeigend: und das? und das? – Er wies auf das seit gestern herumliegende Handtuch und auf den auf dem Tisch vergessenen Teller, worauf eine Brotschnitte lag, hin.

– Nun gut, das werde ich abräumen, – sagte Sachar herablassend und nahm den Teller.

– Nur das! Und der Staub an den Wänden und das Spinnwebgewebe? – fragte Oblomow.

– Das räume ich zu Ostern zusammen; dann putze ich die Heiligenbilder und nehme das Spinnwebgewebe herab . .

– Und wann staubst Du die Bücher und die andern Bilder ab? . . .

– Das mache ich vor Weihnachten: dann schaue ich mit Anisja



alle Schränke durch. Wann soll ich denn jetzt zusammenräumen? Sie sitzen immer zu Hause.

- Ich gehe manchmal ins Theater und auf Besuch; dann . . .
- Wie kann man denn bei Nacht zusammenräumen!

Oblomow blickte ihn vorwurfsvoll an, schüttelte den Kopf und seufzte, während Sachar gleichgiltig durch das Fenster blickte und gleichfalls seufzte. Der Herr schien zu denken: »Bruder, in dir steckt ja noch mehr von einem Oblomow, als in mir selbst,« und Sachar dachte fast: »Du lügst! Du kannst nur hochtrabende und rührende Worte sagen, aber der Staub und das Spinnwebgewebe gehen Dich im Grunde nichts an.«

- Verstehst Du, – sagte Ilja Iljitsch, daß durch den Staub Motten entstehen? Ich sehe manchmal sogar eine Wanze an der Wand! – Ich habe auch Flöhe! – erwiderte Sachar gleichgiltig.
- Ist denn das schön? Das ist ja Schmutz!

Sachar schmunzelte über das ganze Gesicht, so daß das Grinsen selbst die Brauen und den Backenbart erfaßte, der sich seitwärts auseinanderschoß, und ein rother Fleck sich über das ganze Gesicht vom Hals bis auf die Stirn hinauf ausdehnte.

- Ist es denn meine Schuld, daß es auf der Welt Wanzen gibt? – sagte er mit naivem Erstaunen; – hab' denn ich sie ausgedacht?
- Das kommt durch die Unreinlichkeit, – unterbrach ihn Oblomow. – Was denkst Du Dir immer aus?
- Ich habe auch die Unreinlichkeit nicht ausgedacht.
- Bei Dir laufen in der Nacht Mäuse herum – ich höre es.
- Ich habe auch die Mäuse nicht ausgedacht. Solche

Geschöpfe, wie Mäuse, Katzen und Wanzen, gibt es überall viel.

– Warum gibt es denn bei andern Leuten weder Motten noch Wanzen?

Sachars Gesicht drückte Ungläubigkeit oder besser gesagt ruhige Zuversicht aus, daß so etwas nicht vorkommt.

– Bei mir gibt's immer viel davon, – sagte er eigensinnig, – man kann nicht auf jede Wanze aufpassen, man kann ihr in ihre Ritze nicht nachkriechen.

Und dabei dachte er wohl im stillen: »was wäre das auch für ein Schlafen ohne Wanzen?«

– Fege aus, nimm den Mist aus den Winkeln heraus – dann wird nichts da sein, – belehrte ihn Oblomow.

– Man räumt auf, und morgen ist alles wieder voll, – sagte Sachar.

– Es wird nicht voll sein, – unterbrach ihn der Herr, – das darf nicht sein.

– Es wird voll sein, ich weiß es, – gab der Diener nicht nach.

– Und wenn es so ist, dann fege wieder aus.

– Was? Ich soll jeden Tag in alle Winkel hineinschauen? – fragte Sachar, – was ist denn das für ein Leben? Dann soll Gott lieber meine Seele holen!

– Warum ist denn bei andern Leuten rein? – entgegnete Oblomow. – Schau mal zum Clavierstimmer vis-à-vis hinüber: es ist eine Freude das zu sehen, und sie haben nur ein einziges Mädchen . . .

– Und wo sollen diese Deutschen einen Mist hernehmen? –

erwiderte plötzlich Sachar. – Schauen Sie sich einmal an, wie sie leben! Die ganze Familie nagt die ganze Woche an einem einzigen Knochen. Der Rock geht von der Schulter des Vaters auf den Sohn über und vom Sohn wieder auf den Vater. Die Frau und die Töchter tragen kurze Kleider, und verstecken immer ihre Füße, wie die Gänse . . . Wo sollen sie einen Mist hernehmen? Bei ihnen gibt's das nicht, daß ganze Haufen von abgetragenen, alten Kleidern jahrelang in den Schränken liegen oder sich im Winter eine ganze Ecke voll Brotrinden ansammelt, wie bei uns. Sie lassen nicht einmal eine Rinde unnütz herumliegen; sie machen sich daraus Zwieback und essen das zum Bier!

Sachar spuckte sogar aus, während er von einer so knauserigen Lebensweise sprach.

– Du brauchst mir gar nichts zu erzählen! – antwortete Ilja Iljitsch, – räume lieber auf.

– Ich würde ja manchmal aufräumen, aber Sie lassen es ja selbst nicht dazu kommen, – sagte Sachar.

– Jetzt fängst Du wieder damit an! Ich bin immer im Wege!

– Natürlich ist's so; Sie sitzen immer zu Hause; wie soll man da aufräumen? Gehen Sie für den ganzen Tag fort, dann räume ich auf.

– Was Du Dir da ausgedacht hast – ich soll fortgehn! Geh' Du lieber in Dein Zimmer.

– Aber wirklich! – Sachar gab nicht nach – gehen Sie doch heute fort, dann würde ich mit Anisja alles aufräumen. Wir würden aber auch zu zweit nicht fertig werden; man müßte noch

Frauen aufnehmen und alles aufwaschen.

– Aber, was das für Einfälle sind! – Frauen aufzunehmen!  
Geh' in Dein Zimmer, – sagte Ilja Iljitsch.

Er bereute schon mit Sachar dieses Gespräch angefangen zu haben. Er vergaß immer, daß man bei der geringsten Berührung dieses zarten Gegenstandes in endlose Scherereien hineingerieth. Oblomow war ja für die Reinlichkeit, doch er wünschte, daß es unmerklich, von selbst geschehn sollte; Sachar fieng aber immer eine lange Discussion an, sowie man von ihm verlangte, er sollte den Staub ausfegen und die Fußböden waschen, und so weiter. Er bewies in solchen Fällen die Nothwendigkeit eines großen Rummels im Hause, da er sehr gut wußte, daß der bloße Gedanke daran seinem Herrn Entsetzen verursachte.

Sachar gieng und Oblomow versenkte sich in seine Gedanken. Nach ein paar Minuten schlug es wieder halb.

»Was ist das?« sagte Ilja Iljitsch erschrocken, – »es ist gleich elf Uhr, und ich bin noch nicht aufgestanden und habe mich noch immer nicht gewaschen? Sachar, Sachar!«

»Ach Du mein Gott! Was denn!« – ertönte es im Vorzimmer und dann folgte der bekannte Sprung.

– Ist alles zum Waschen vorbereitet? – fragte Oblomow.

– Schon längst! – antwortete Sachar. – Warum stehen Sie nicht auf?

– Warum sagst Du denn nicht, daß alles vorbereitet ist? Ich wäre schon längst aufgestanden. Geh', ich komme gleich nach. Ich habe zu thun, ich muß schreiben.

Sachar gieng hinaus, kam aber nach einer Weile mit einem ganz beschriebenen und fettigen Heft und mit ebensolchen Papierfetzen zurück.

– Da, wenn Sie schreiben werden, haben Sie die Güte, bei der Gelegenheit auch die Rechnungen durchzusehen; man muß sie bezahlen.

– Welche Rechnungen? Was muß man bezahlen? – fragte Iljitsch unzufrieden.

– Vom Fleischhauer, vom Gemüsenhändler, von der Wäscherin, vom Bäcker; alle bitten um Geld.

– Man hat immer Geldsorgen! – brummte Ilja Iljitsch. Warum gibst Du mir denn die Rechnungen nicht allmählig, sondern alle auf einmal?

– Sie haben mich ja immer damit fortgejagt: ich sollte nur morgen kommen . . .

– Nun, und kann man es denn nicht auch jetzt auf morgen verschieben?

– Nein! Sie bestehen darauf und geben nichts mehr auf Borg. Heute ist der erste.

– Ach! – sagte Oblomow niedergeschlagen, – neue Sorgen! Nun, was stehst Du da? Leg's auf den Tisch. Ich werde gleich aufstehen, mich waschen und nachschauen. – Es ist also alles zum Waschen vorbereitet?

– Ja!

– Nun, und jetzt . . .

Er begann sich ächzend auf dem Bette aufzurichten, um

aufzustehen.

– Ich habe vergessen Ihnen zu sagen, – begann Sachar—früher, als Sie noch geschlafen haben, hat der Verwalter den Hausbesorger geschickt. Er sagt, daß wir durchaus ausziehen müssen . . . Die Wohnung ist vergeben.

– Nun also! Wenn sie vergeben ist, werden wir natürlich auszieh'n. Warum gibst Du mir keine Ruh'? Du sprichst zu mir schon das drittemal davon.

– Man gibt auch mir keine Ruh'.

– Sag', daß wir die Wohnung räumen werden.

– Sie sagen, Sie haben es schon vor einem Monat versprochen, räumen aber noch immer nicht die Wohnung; sie sagen, »wir werden es der Polizei anzeigen.«

– Sollen sie's anzeigen! – sagte Oblomow entschlossen; wir räumen die Wohnung von selbst, wenn es wärmer wird, so in drei Wochen.

– Wieso in drei Wochen! Der Verwalter sagt, daß in zwei Wochen die Arbeiter kommen und alles niederreißen. . . Er sagt: »übersiedeln Sie morgen oder übermorgen . . .«

– Aber das ist zu schnell, morgen! Was ihnen alles einfällt; vielleicht werden sie es sofort befehlen! Untersteh' Dich nicht, mich an die Wohnung zu erinnern. Ich hab es Dir schon einmal verboten, und Du fängst wieder an. Nimm Dich in acht.

– Was soll ich denn thun? erwiderte Sachar.

– Was Du thun sollst? Solche Ausreden gebrauchst Du! – antwortete Ilja Iljitsch. – Das fragst Du mich! Was geht das mich

an? Komm mir nicht damit, sondern richte alles wie Du willst so ein, daß wir nur nicht zu übersiedeln brauchen. Kannst Du das denn nicht für Deinen Herrn thun!

– Wie soll ichs denn einrichten, Väterchen, Ilja Iljitsch? – begann Sachar mit sanfterem Krächzen, – das Haus gehört ja nicht mir, wie sollte man denn nicht aus einem fremden Hause ausziehen, wenn man fortgejagt wird? Wenn es mein Haus wäre, würde ich mit dem größten Vergnügen . . .

– Kann man sie denn nicht irgendwie überreden? Du weist darauf hin, daß wir schon lange hier wohnen und pünktlich zahlen.

– Das habe ich schon probiert, – sagte Sachar.

– Was haben sie denn geantwortet? – Was sie geantwortet haben? Sie wiederholen immer das eine: »Übersiedeln Sie,« sagen sie, »wir müssen die Wohnung ändern,« sie wollen aus der Doctorwohnung und aus dieser da zur Hochzeit des Hausherrnsohnes eine einzige große Wohnung machen.

– Ach du mein Gott! – sagte Oblomow ärgerlich, – es gibt solche Esel, welche heiraten!

Er drehte sich auf den Rücken um.

– Sie sollten an den Hausherrn schreiben, gnädiger Herr, – sagte Sachar, – dann würde er Sie vielleicht in Ruh' lassen und würde zuerst jene Wohnung niederreißen lassen.

Sachar zeigte dabei mit der Hand irgendwo hin nach rechts.

– Nun gut, wenn ich aufgestanden bin, werde ich schreiben . . . Geh' in Dein Zimmer, und ich werde darüber nachdenken. Du

kannst nichts übernehmen, – fügte er hinzu. Ich muß mich auch um dieses ekelhafte Zeug selbst kümmern!

Sachar gieng, und Oblomow begann nachzudenken.

Doch er war in Verlegenheit, worüber er nachdenken sollte: über den Brief des Dorfschulzen, über die Übersiedlung in eine neue Wohnung, oder sollte er mit den Rechnungen beginnen? Der Andrang der Sorgen machte ihn verwirrt, und er lag immer noch da, indem er sich von der einen Seite auf die andere wälzte. Man hörte nur ab und zu zusammenhanglose Ausrufe: »Ach Du mein Gott! Das Leben macht sich fühlbar, es erreicht einen überall.«

Es ist unbestimmbar, wie lange er noch in dieser Unschlüssigkeit verharret wäre, jetzt ertönte aber im Vorzimmer ein Läuten.

»Jemand kommt schon!« – sagte Oblomow, sich in den Schlafrock einwickelnd, »und ich bin noch nicht aufgestanden. – Das ist eine Schande! Wer kommt denn so früh?«

Und er blieb liegen und blickte neugierig auf die Thür.



## II

Es trat ein junger, fünfundzwanzigjähriger Mann herein, der vor Gesundheit strotzte und lachende Wangen, Lippen und Augen besaß. Man wurde neidisch, wenn man ihn anblickte.

Er war tadellos frisiert und gekleidet und blendete durch die Frische seines Gesichtes, seiner Wäsche, seiner Handschuhe und seines Fracks. Auf seiner Weste breitete sich eine elegante Kette mit einer Menge von winzigen Berloques aus. Er zog ein sehr feines Batisttuch hervor, athmete die morgenländischen Wohlgerüche ein, fuhr sich dann damit nachlässig über das Gesicht, über den glänzenden Hut und staubte sich die Lackstiefel ab.

– Ah, guten Tag, Wolkow! – rief Ilja Iljitsch aus.

– Guten Tag, Oblomow, – sagte der strahlende Herr, sich ihm nähernd.

– Nicht so nah, nicht so nah! Sie kommen von der Kälte! – sagte dieser.

– Oh, Sie verzärtelter Sybarit! – erwiderte Wolkow und schaute sich um, wo er seinen Hut hinlegen konnte, da er aber überall Staub sah, legte er ihn nirgends hin; dann hob er seine Frackschöße auf, um sich hinzusetzen, nachdem er aber den Sessel aufmerksam betrachtet hatte, blieb er stehen.

– Sie sind noch nicht aufgestanden! Was tragen Sie da für einen Morgenanzug? Man trägt solche schon längst nicht mehr,

beschämte er Oblomow.

– Das ist kein Morgenanzug, das ist ein Schlafrock, – sagte Oblomow, sich liebevoll hineinwickelnd.

– Sind Sie gesund? – fragte Wolkow.

– Gar nicht! – antwortete Oblomow gähmend, – es geht mir schlecht: meine Congestionen quälen mich so. Und wie geht es Ihnen?

– Mir? Ich kann nicht klagen: ich bin gesund und lustig! – fügte der junge Mann mit Betonung hinzu.

– Woher kommen Sie so früh? – fragte Oblomow.

– Vom Schneider. Schauen Sie mich an, ob der Frack gut sitzt? – sagte er, sich vor Oblomow hin und her wendend.

– Ausgezeichnet! er ist sehr geschmackvoll genäht, – sagte Ilja Iljitsch, – aber warum ist er rückwärts so breit?

– Das ist ein Reitfrack: zum Ausreiten.

– Reiten Sie denn?

– Aber gewiß! Ich habe mir den Frack extra für den heutigen Tag bestellt. Heute ist ja der erste Mai: ich reite mit Gorjunow nach Jekaterinhof. Ach! Sie wissen nicht? Man hat Mischa Gorjunow im Rang befördert, darum feiern wir heute, – fügte Wolkow entzückt hinzu.

– So! – sagte Oblomow.

– Er hat einen Fuchs, – fuhr Wolkow fort, – sie haben in ihrem Regiment Füchse, ich habe aber einen Rappen. Wie kommen Sie: zu Fuß oder im Wagen?

– Überhaupt nicht.

– Am ersten Mai nicht in Jekaterinhof sein! Aber Ilja Iljitsch. Dort werden ja alle sein!

– Wieso alle! Nein, doch nicht alle! – bemerkte Oblomow träge.

– Kommen Sie, lieber Ilja Iljitsch! Sofja Nikolajewna wird nur mit Lydia im Wagen sein, vis-à-vis ist aber noch eine Bank, Sie könnten also mitkommen . . .

– Nein, ich habe auf der Bank keinen Platz. Und was soll ich dort anfangen?

– Nun, dann gibt Ihnen Mischa ein zweites Pferd!

– Gott weiß, was er sich ausdenkt! – sagte Oblomow fast flüsternd. – Was haben Sie denn mit den Gorjunows?

– Ach! – rief Wolkow erröthend aus; soll ich's sagen?

– Sagen Sie's!

– Werden Sie das niemand erzählen – Ihr Ehrenwort? – sprach Wolkow weiter, sich zu ihm aufs Sofa setzend.

– Gut.

– Ich . . . bin in Lydia verliebt, – flüsterte er.

– Bravo! Schon lange? Ich glaube, sie ist sehr lieb.

– Schon drei Wochen! – sagte Wolkow tief seufzend – Und Mischa ist in Daschenjka verliebt.

– In welche Daschenjka?

– Woher sind Sie, Oblomow? Sie kennen nicht Daschenjka! Die ganze Stadt ist entzückt, wenn sie tanzt! Heute sind wir zusammen im Ballet; er wird ihr ein Bouquet zuwerfen. Ich muß ihn bei ihr einführen: er ist schüchtern und noch ein Neuling . .

Ach! ich muß ja noch hinfahren und Camilien kaufen . . .

– Was noch? Lassen Sie das, bleiben Sie zum Mittagessen: wir würden miteinander sprechen. Ich habe ein doppeltes Unglück gehabt . . .

– Ich kann nicht: ich esse beim Fürsten Tjumenjew zu Mittag, es werden dort alle Gorjunows sein, und auch sie, sie . . . Lidinjka! – fügte er flüsternd hinzu. – Warum haben Sie den Verkehr mit dem Fürsten aufgegeben? Was das für ein lustiges Haus ist! Was für ein Ton dort herrscht! Und das Landhaus! es ist in Blumen gebettet! man hat eine Gallerie gothique angebaut. Es heißt, man wird dort im Sommer tanzen und lebende Bilder aufführen. Werden Sie hinkommen?

– Nein, ich glaube nicht.

– Ach, was das für ein Haus ist! Diesen Winter gab es dort jeden Mittwoch nicht unter fünfzig Personen, und manchmal waren es sogar hundert . . .

– Mein Gott! da ist es gewiß höllisch langweilig!

– Wie kann man so etwas sagen? langweilig! Je mehr Menschen da sind, desto lustiger ist es ja. Auch Lydia kam hin, ich habe ihr keine Aufmerksamkeit geschenkt, und plötzlich . . .

»Vergebens müh' ich mich, sie zu vergessen

Und durch Vernunft die Leidenschaft zu bannen . . .«

sang er und setzte sich verträumt auf den Sessel, doch dann sprang er plötzlich auf und begann sich den Staub von den

Kleidern zu wischen.

– Wie staubig es bei Ihnen überall ist! – sagte er.

– Das ist alles Sachars Schuld! – klagte Oblomow.

– Nun, ich muß gehen! für Mischa ein Bouquet Camélien zu besorgen. Au revoir!

– Kommen Sie abends, nach dem Ballet Thee trinken, Sie werden mir erzählen, wie es dort zugegangen ist, – lud Oblomow ein.

– Ich kann nicht, ich habe den Mussinskys versprochen, hinzukommen, heute ist bei ihnen jour. Kommen Sie auch. Wenn Sie wollen, stelle ich Sie vor!

– Nein, was soll ich dort anfangen?

– Bei den Mussinskys? Aber ich bitte Sie, dorthin kommt ja die halbe Stadt. Was man dort anfangen soll? Das ist ein Haus, in dem über alles gesprochen wird . .

– Das ist ja das Langweilige, daß über alles gesprochen wird, – sagte Oblomow.

– Besuchen Sie dann die Mesdrows, – unterbrach ihn Wolkow, – dort spricht man von einem Gegenstand, von der Kunst; man hört nichts anderes als: die venezianische Schule, Beethoven und Bach, Leonardo da Vinci . . .

– Immer ein und dasselbe – wie langweilig! Das sind gewiß Pedanten! – sagte Oblomow gähmend.

– Man kann es Ihnen nicht recht machen. Gibt es denn wenig Familien! Jetzt haben alle jours: bei den Sawinows speist man am Donnerstag, die Maklaschins empfangen am Freitag, die

Wjasnikows am Sonntag, der Fürst Tjumenjew am Mittwoch. Bei mir sind alle Tage besetzt! – schloß Wolkow mit strahlenden Augen.

– Und fällt es Ihnen nicht zur Last, tagaus, tagein herumzurennen?

– Zur Last! Wie kann das zur Last fallen? Es ist so lustig! – sagte er sorglos. – Des Morgens liest man ein wenig, man muß immer au courant sein und alle Neuigkeiten wissen. Ich habe, Gott sei Dank, eine solche Beschäftigung, daß ich nicht ins Amt zu gehen brauche. Ich sitze nur zweimal in der Woche beim General und esse bei ihm zu Mittag, dann mache ich Leuten, bei denen ich schon lange nicht war, einen Besuch; nun und dann . . . gibt es ja immer eine neue Schauspielerin, bald im russischen und bald im französischen Theater. Die Oper wird nächstens eröffnet, ich abonniere mich. Und jetzt bin ich verliebt . . . Es wird bald Sommer; man hat Mischa einen Urlaub versprochen; dann fahren wir für einen Monat auf ihr Gut, der Abwechslung halber. Dort wird gejagt. Sie haben sehr nette Nachbarn, es werden bals champétres arrangiert. Ich werde mit Lydia im Wald spazieren gehen, Boot fahren, Blumen pflücken . . . Ach! . . . – Und er machte einen Freudensprung . . . – Es ist aber Zeit . . . Adieu, – sagte er und machte vergebliche Versuche sich im verstaubten Spiegel von vorne und von rückwärts zu betrachten.

– Warten Sie, – hielt ihn Oblomow zurück, – ich wollte mit Ihnen geschäftlich sprechen.

– Pardon, ich habe keine Zeit, – antwortete Wolkow eilig, –

ein anderesmal! – Wollen Sie nicht mit mir Austern essen? Sie können mir dabei Ihre Angelegenheit erzählen. Kommen Sie, Mischa ladet Sie ein.

– Nein, was fällt Ihnen ein! – sagte Oblomow darauf.

– Also, Adieu!

Er gieng und kam zurück.

– Haben Sie das gesehen? – fragte er, die Hand zeigend, die der Handschuh wie angegossen umspannte.

– Was ist das? – fragte Oblomow verblüfft.

– Die neuen Lacets! Sehen Sie, wie gut das zusammenhält: man braucht sich nicht zwei Stunden lang mit den Knöpfen abzuquälen, man zieht an der Schnur und die Sache ist erledigt. Das kommt soeben aus Paris. Wollen Sie, daß ich Ihnen ein Paar zur Probe mitbringe?

– Gut, bringen Sie mir eins mit.

– Und schauen Sie sich einmal das an: nicht wahr, das ist sehr hübsch? – sagte er, nachdem er in dem Haufen der Berloques eines ausgesucht hatte, es war eine Visitenkarte mit einer umgebogenen Ecke.

– Ich kann nicht entziffern, was darauf steht.

– Pr. – Prince, M. – Michel, und der Familienname Tjumenjew ist nicht mehr daraufgegangen. Das hat er mir zu Ostern statt eines Eies geschenkt. Aber leben Sie wohl, au revoir! Ich muß noch zehn Personen aufsuchen. Oh Gott, wie lustig ist es auf der Welt!

Und er verschwand.

»Zehn Personen an einem Tage aufsuchen – der Unglückliche!« – dachte Oblomow. »Und das ist ein Leben!« und er zuckte heftig die Achseln. »Wo bleibt denn dann der Mensch? In wie viel kleine Theile löst er sich auf und zerfällt er? Es ist gewiß nicht übel, ins Theater hereinzublicken und sich in irgendeine Lydia zu verlieben . . . Sie ist hübsch! Es ist schön, mit ihr auf dem Lande Blumen zu pflücken und spazieren zu fahren! – Aber an einem Tage zehn Personen aufzusuchen – der Unglückliche!« schloß er, sich auf den Rücken umwendend und sich freuend, daß er keine so leeren Wünsche und Gedanken hatte, daß er sich nicht abzuquälen brauchte, sondern daliegen und seine menschliche Würde und Ruhe aufrecht erhalten konnte.

Ein neues Läuten unterbrach seine Betrachtungen.

Es kam wieder ein Gast.

Das war ein Herr in einem dunkelgrünen Frack mit Uniformknöpfen, er hatte ein glattrasiertes Kinn, einen dunklen Backenbart, der sein Gesicht gleichmäßig umrahmte, einen angestregten, aber ruhigen und intelligenten Ausdruck in den Augen, ein welches Gesicht und ein nachdenkliches Lächeln.

– Guten Tag, Sudjbinskij! – begrüßte Oblomow ihn freudig. – Schaust Du Dich auch einmal nach Deinem alten Collegen um! Komm nicht so nahe heran! Du bringst Kälte herein.

– Guten Tag, Ilja Iljitsch. Ich wollte schon lange zu Dir, – sprach der Gast, – aber Du weißt ja, was für einen teuflischen Dienst wir haben! Da, schau einmal, ich habe hier einen



ganzen Koffer voll Berichte, und ich habe dem Boten befohlen herzurennen, wenn man dort nach irgendetwas frägt. Ich kann keinen Augenblick über mich verfügen.

– Gehst Du erst jetzt ins Amt? Warum so spät? – fragte Oblomow, – Du pflegtest ja um zehn Uhr anzufangen . . .

– Ja, ich pflegte; jetzt ist's aber anders: ich *fahre* um zwölf Uhr hin. – Er betonte: *fahre*.

– Ah! ich errathe! – sagte Oblomow, – Du bist Bureauchef! Schon lange?

Sudjbinskij nickte bedeutungsvoll.

– Seit Ostern, – sagte er. – Aber wieviel zu thun ist, – schrecklich! Von acht bis zwölf Uhr arbeite ich zu Hause, von zwölf bis fünf Uhr in der Kanzlei und dann habe ich noch abends zu thun. Ich bin jetzt gar nicht mehr gewohnt, mit Menschen zusammen zu sein!

– Hm! Bureauchef – so! – sagte Oblomow. – Gratuliere! Du bist aber einer! Wir waren ja zusammen Kanzleibeamte. Ich denke, Du wirst nächstes Jahr Regierungsrath.

– Aber! Was fällt Dir ein! Ich muß noch in diesem Jahr den Orden bekommen; ich habe gehofft, man würde mich »für geleistete Dienste« vorschlagen, ich habe aber jetzt ein neues Amt übernommen. Das geht nicht, zwei Jahre nacheinander . . .

– Komme zu mir zum Essen, wir werden zu Ehren Deines Avancements ein Glas leeren! – sagte Oblomow.

– Nein, ich bin heute beim Vicedirector geladen. Ich muß für Donnerstag einen Bericht ausarbeiten – eine Höllenarbeit!

Man kann sich auf den Rapport aus den Gouvernements nicht verlassen. Man muß die Register selbst controlieren. Foma Fomitsch ist so mißtrauisch: er will alles selbst prüfen. Wir machen uns heute Nachmittag daran.

– Wirklich, noch am Nachmittag? – fragte Oblomow ungläubig.

– Ja, was glaubst Du denn? Es ist noch gut, wenn ich etwas früher damit fertig werde und Zeit habe, nach Jekaterinhof zu fahren . . . Ja, ich bin gekommen, um Dich zu fragen, ob Du nicht mit mir spazieren fahren willst? Ich würde Dich abholen.

– Ich bin nicht ganz wohl, ich kann nicht! – sagte Oblomow, indem er das Gesicht verzog, – ich habe auch viel zu thun . . .

– Schade! – erwiderte Sudjbinskij, – es ist ein so schöner Tag. Ich hoffe wenigstens heute aufzuathmen.

– Nun, was gibt es Neues bei euch? – fragte Oblomow.

– Vieles! Man hat jetzt festgesetzt, in den Briefen statt »ergebener Diener«, »seien Sie versichert« zu schreiben; es ist angeordnet worden, nicht mehr zwei Exemplare Formularbogen einzureichen. Man hat unser Bureau um drei Tische und zwei Beamte vergrößert. Man hat unsere Commission aufgehoben . . . Und noch viel anderes!

– Nun und was ist mit unseren früheren Kollegen?

– Vorläufig gar nichts; Swinkin hat seine Acten verloren!

– Wirklich? Was hat denn der Director gesagt? – fragte Oblomow mit zitternder Stimme. Er erschrak in der Erinnerung an die alten Zeiten.

– Er hat ihm die Remuneration vorenthalten lassen, bis er die Acten findet. Es war ein wichtiges Document: »Über die Steuereintreibung«. Der Director glaubt, – fügte Sudjbinskij fast flüsternd hinzu, – daß er es . . . absichtlich verloren hat.

– Also so ist die Sache: Du arbeitest immer! – sagte Oblomow, – Du mühest Dich ab.

– Schrecklich, schrecklich! Aber es ist natürlich angenehm, mit einem solchen Menschen wie Foma Fomitsch zusammen zu arbeiten: Bei ihm bleibt niemand ohne Remuneration; er vergißt selbst an die nicht, die nichts thun. Sobald die Zeit des Avancements da ist, schlägt er gleich vor; demjenigen, der noch kein Amt und keinen Orden bekommen kann, verschafft er Geld . .

– Wieviel bekommst Du?

– 1200 Rubel Gehalt, 750 Diäten, 600 Wohnungsgeld, 900 Zulagen, 500 Meilengeld und an 1000 Rubel Remuneration.

– Aber zum Teufel! – sagte Oblomow, vom Sofa aufspringend, – hast Du eine so schöne Stimme? Das klingt ja wie bei einem italienischen Sänger!

– Das ist noch gar nichts! Pereswjewow bekommt Gratificationen und arbeitet weniger als ich, er versteht auch nichts. Nun, er hat natürlich auch nicht dieses Renommée. Ich werde sehr geschätzt, – fügte er bescheiden, mit gesenkten Augen hinzu, – der Minister hat sich neulich ausgedrückt, daß ich die »Zierde des Ministeriums« sei.

– Du bist ein Hauptkerl! – sagte Oblomow. – Aber diese

Arbeit! von acht bis zwölf und von zwölf bis fünf, und dann noch zu Hause – oh, oh!

Er schüttelte den Kopf.

– Was sollte ich denn thun, wenn ich keinen Posten hätte? – fragte Sudjbinskij.

– Man kann Verschiedenes thun! lesen, schreiben . . . – sagte Oblomow.

– Ich thue ja auch jetzt nichts, als lesen und schreiben.

– Das ist doch ganz was anderes; Du würdest Deine Sachen drucken lassen . . .

– Es können ja nicht alle Schriftsteller sein, Du schreibst doch auch nicht!

– Dafür habe ich ein Gut, das auf mir lastet, – sagte Oblomow seufzend. – Ich überlege mir einen neuen Plan; ich führe allerlei Reformen ein. Ich quäle mich damit ab . . . Und Du beschäftigst Dich ja nicht mit Eigenem, sondern mit Fremdem.

– Was soll man thun! Man muß arbeiten, wenn man bezahlt wird. Im Sommer werde ich ausruhen: Foma Fomitsch verspricht eigens für mich eine Dienstreise auszudenken . . . dann bekomme ich Reisegeld, das für fünf Pferde berechnet wird, drei Rubel tägliche Diäten und Ertragelder . . .

– Das geht ja wie geschmiert! – sagte Oblomow voll Neid; dann seufzte er und vertiefte sich in seine Gedanken.

– Ich brauche Geld, ich heirate im Herbst, – fügte Sudjbinskij hinzu.

– Was?! Wirklich? Wen denn? – fragte Oblomow

theilnahmsvoll.

– Scherz beiseite, die Muraschin. Weißt Du noch, sie haben neben mir auf dem Lande gewohnt! Du hast bei mir Thee getrunken und hast sie, scheint mir, gesehen.

– Nein, ich erinnere mich nicht! Ist sie hübsch?

– Ja, sie ist lieb. Wenn Du willst, können wir zum Mittagessen zu ihnen hinfahren . . .

Oblomow wurde verlegen.

– Ja . . . gut, aber . . .

– Nächste Woche, – sagte Sudjbinskij.

– Ja, ja, nächste Woche, – willigte Oblomow erfreut ein, – mein Anzug ist noch nicht fertig. Machst Du eine gute Partie?

– Ja, der Vater ist Hofrath; er gibt ihr zehntausend, und dann bekommen wir eine Amtswohnung. Er hat für uns die Hälfte seiner Wohnung bestimmt, zwölf Zimmer; außerdem bekommen wir die dazu gehörigen Möbel und freie Beheizung und Beleuchtung: Man kann also leben . . .

– Ja, man kann! Und ob! Bist Du aber ein Kerl, Sudjbinskij! – fügte Oblomow nicht ohne Neid hinzu.

– Ich lade Dich zu meiner Hochzeit als Kranzelherr ein denke daran . . . .

– Aber gewiß! Nun, und was ist mit Kusnezow, mit Wassiljew, mit Machow?

– Kusnezow ist längst verheiratet, Machow hat meinen früheren Posten eingenommen und Wassiljew ist nach Polen versetzt worden. Iwan Petrowitsch hat den Wladimirorden

bekommen, Oleschkin ist Excellenz geworden.

– Er ist ein guter Kerl! – sagte Oblomow.

– Ja, ja; er verdient es.

– Ein sehr guter Kerl, er hat einen so sanften, gleichmäßigen Charakter, – fügte Oblomow hinzu.

– Er ist auch so dienstfertig, – bemerkte Sudjbinskij, – und weißt du, er hat nicht dieses Bestreben, sich vorzudrängen, einem zu schaden, ein Bein zu stellen oder zuvorzukommen . . er thut alles, was er kann.

– Ein prachtvoller Mensch! Wenn man manchmal in den Acten etwas verdreht oder nicht beachtet hat und eine andere Folgerung, ein anderes Gesetz untergeschoben hat, hat er gar nichts gesagt; er hat's nur von jemand anderem verbessern lassen. Ein ausgezeichnete Mensch! – schloß Oblomow.

– Unser Sjemjon Sjemjonitsch ist dagegen unverbesserlich, – sagte Sudjbinskij, – er versteht nur, Sand in die Augen zu streuen. Was er da vor kurzem angestellt hat: Aus den Gouvernements ist ein Project eingelaufen, daß an den zu unserem Departement gehörigen Gebäuden Hundehütten, zum Schutze des Staatseigenthums gegen Raub, errichtet werden; unser Architekt, ein tüchtiger, gebildeter und ehrlicher Mann, hat einen sehr mäßig berechneten Kostenanschlag zusammengestellt; das ist ihm plötzlich zu theuer erschienen, und er hat sich darangemacht, Erkundigungen darüber einzuziehen, was das Fertigstellen einer Hundehütte kosten kann. Er hat irgendwo herausgefunden, daß es um dreißig Kopeken weniger

kostet und reicht sofort einen Bericht ein.

Es wurde wieder geläutet.

– Adieu, – sagte der Beamte, – ich hab’ mich verplaudert, man wird mich dort gewiß schon brauchen . . .

– Bleib’ noch, – hielt ihn Oblomow zurück. – Ich werde mich bei der Gelegenheit mit Dir berathen; ich habe ein doppeltes Unglück gehabt . . .

– Nein, nein, ich komme lieber dieser Tage, sagte er im Fortgehen.

»Der liebe Freund ist im Schlamm versunken, er ist über die Ohren versunken,« dachte Oblomow, ihm mit den Augen folgend. »Er ist für die ganze übrige Welt blind, taub und stumm. Er wird es aber zu etwas bringen, wird mit der Zeit im Amte schalten und walten und einen hohen Rang erreichen . . . . . Auch das heißt bei uns Carrière! Und wie wenig wird dabei beansprucht; wozu braucht man seinen Verstand, seinen Willen, seine Gefühle? Das ist ein Luxus! Er wird seine Spanne Zeit leben, und vieles, vieles wird in ihm nicht wach werden . . Und dabei arbeitet er von zwölf bis fünf in der Kanzlei und von acht bis zwölf zu Hause – der Unglückliche!«

Er hatte das Gefühl friedlicher Freude bei dem Gedanken, daß er die Zeit von Neun bis Drei und von Acht bis Neun auf seinem Sofa verbringen konnte und war stolz darauf, daß er keine Berichte zu erstatten und keine Acte zu schreiben brauchte und daß seine Gefühle und seine Phantasie freien Spielraum hatten.

Oblomow philosophierte und bemerkte nicht, daß neben ihm

ein sehr schwächliches, schwarzes Herrchen stand, das mit einem Backenbart, einem Schnurrbart und einer Fliege ganz bewachsen war. Er war mit absichtlicher Nachlässigkeit gekleidet.

– Guten Tag, Ilja Iljitsch.

– Guten Tag, Pjenkin; kommen Sie nicht so nahe heran, Sie bringen Kälte herein! – sagte Oblomow.

– Ach, Sie Sonderling! – sagte jener, – Sie sind noch immer derselbe unverbesserliche, sorglose Faulenzer!

– Ja, sorglos! – sagte Oblomow – ich werde Ihnen gleich den Brief vom Dorfschulzen zeigen; ich zerbreche mir in einem fort den Kopf, und Sie sagen, ich bin sorglos. Woher des Weges?

– Aus der Buchhandlung. Ich hatte mich erkundigt, ob die Zeitschriften noch nicht erschienen sind. Haben Sie meinen Artikel gelesen?

– Nein.

– Ich schicke ihn her, lesen Sie ihn.

– Worüber? – fragte Oblomow, heftig gähmend.

– Über den Handel, die Frauenemancipation, über die uns zutheil gewordenen schönen Apriltage und über das neu erfundene Mittel gegen Feuerschaden. Wieso lesen Sie denn nicht? Das ist ja unser tägliches Leben. Am meisten kämpfe ich aber für die realistische Richtung in der Literatur.

– Haben Sie viel zu thun?

– Ja, genügend. Ich schreibe wöchentlich zwei Artikel für die Zeitung, dann Kritiken über Belletristik, und jetzt habe ich eine Erzählung verfaßt . . .



– Wovon handelt sie?

– Davon, wie in einer Stadt der Polizeimeister die Kleinbürger ins Gesicht schlägt . .

– Ja, das ist wirklich eine realistische Richtung, – sagte Oblomow.

– Nicht wahr? – bestätigte der erfreute Journalist. – Ich führe folgenden Gedanken aus, von dem ich weiß, daß er neu und kühn ist. Ein Vorüberreisender war Zeuge dieser Behandlung und beklagte sich bei seinem Zusammensein mit dem Gouverneur darüber. Dieser beauftragte den Beamten, welcher daselbst inspicieren sollte, sich nebenbei von der Sache zu überzeugen und überhaupt über die Persönlichkeit und das Benehmen des Polizeimeisters Erkundigungen einzuziehen. Der Beamte ließ die Kleinbürger kommen, angeblich um über den Handel zu sprechen, machte sich aber statt dessen daran, sie über jene Angelegenheit auszufragen. Wie haben sich aber die Kleinbürger dabei verhalten? Sie haben sich verbeugt und gelacht und haben das Lob des Polizeimeisters gesungen. Der Beamte begann, sich anderwärts zu erkundigen, und man sagte ihm, die Kleinbürger wären schreckliche Betrüger, sie handelten mit fauler Ware und übervortheilten selbst den Staat beim Wiegen und Messen, sie wären alle sehr unmoralisch, so daß die Schläge sich als eine gerechte Strafe erwiesen . .

– Die Schläge des Polizeimeisters spielen also in der Erzählung die Rolle des Fatums der alten Tragiker? – sagte Oblomow.

– Sehr richtig, – fiel Pjenkin ein. – Sie haben viel Takt, Ilja Iljitsch. Sie sollten schreiben! Und dabei ist es mir gelungen, das eigenmächtige Verfahren des Polizeimeisters, die Sittenverderbtheit des Volkes, die schlechte Organisation der Beamten und die Nothwendigkeit von strengen, aber gerechten Gesetzen zu zeigen . . . Nicht wahr, dieser Gedanke ist . . . ziemlich neu?

– Ja, besonders für mich, – sagte Oblomow, – ich lese so wenig . . .

– Man sieht in der That keine Bücher bei Ihnen! – bemerkte Pjenkin. – Aber ich beschwöre Sie, lesen Sie das eine; es erscheint ein, man kann sagen, wunderbares satirisches Poem: »Die Liebe des Bestechlichen zum gefallenen Weibe.« Ich kann Ihnen nicht sagen, wer der Autor ist. Das ist noch ein Geheimnis.

– Wie ist denn der Inhalt?

– Es wird darin der Mechanismus unserer ganzen socialen Bewegung bloßgelegt, und das alles in poetischen Farben. Alle Federn werden berührt; alle Stufen der socialen Leiter werden untersucht. Der Autor richtet darin den schwachen, aber verderbten Edelmann, den ganzen Schwarm der ihn betrügenden bestechlichen Beamten und alle Rangstufen der gefallenen Frauen . . . Französinnen, Deutsche und Finninnen, und das alles wird mit verblüffender, lebensvoller Wahrheit geschildert . . . Ich habe Fragmente daraus gehört – der Autor ist groß! Man glaubt in ihm bald Dante und bald Shakespeare zu vernehmen . . .

– Das will aber viel heißen! – sagte Oblomow und richtete

sich erstaunt auf.

Pjenkin verstummte plötzlich, da er sah, daß er thatsächlich übertrieben hatte.

– Wenn Sie es lesen, werden Sie selbst sehen, – fügte er schon ruhiger hinzu.

– Nein, Pjenkin, ich werde es nicht lesen.

– Warum denn? Das hat Lärm gemacht, man spricht davon . . .

– Und wenn! Manche haben ja nichts anderes zu thun, als zu sprechen. Es gibt einen solchen Beruf.

– Lesen Sie es doch aus Neugierde.

– Was ist denn Neues darin? sagte Oblomow. – Warum schreiben sie bloß zum Zeitvertreib . .

– Wieso denn? Wie wahr, wie wahr alles ist! Es ist zum Lachen ähnlich. Wie lebendige Porträts. Wenn Sie irgendjemand vornehmen, einen Kaufmann, einen Beamten, einen Officier oder einen Wächter – ist es, als druckten sie ihn lebend ab.

– Weswegen mühen Sie sich denn ab? Des Späßes halber, daß jeder, den Sie vornehmen ähnlich, herauskommt? Es ist aber kein Leben darin; es fehlt das Verständnis dafür, das Mitfühlen, das, was bei euch Humanität heißt. Es ist nichts wie Eitelkeit dabei. Sie beschreiben die Diebe und die gefallenen Frauen, als fiengen Sie sie auf der Straße ein und führten sie ins Gefängnis. Man hört in Ihre Erzählungen nicht die »unsichtbaren Thränen«, sondern nur sichtbares, rohes Lachen und Zorn . . .

– Was braucht man denn noch? Das ist ja ausgezeichnet, Sie haben es ja selbst ausgesprochen: Dieser flammende Zorn,

das gallige Verfolgen des Lasters, das verächtliche Lachen dem  
gefallenen Menschen gegenüber . . . darin ist ja alles!

– Nein, nicht alles! ereiferte sich plötzlich Oblomow. –  
Schildere einen Dieb, ein gefallenes Weib, einen aufgeblasenen  
Narren, vergiß aber dabei nicht an den Menschen. Wo ist denn  
die Menschlichkeit? Ihr wollt nur mit dem Kopf schreiben? –  
sagte Oblomow fast zischend, – ihr glaubt, man braucht beim  
Denken kein Herz zu haben? Nein, der Gedanke wird durch die  
Liebe befruchtet. Reicht dem gefallenen Menschen die Hand,  
um ihn aufzurichten oder weint bitterlich über ihn, aber verhöhnt  
ihn nicht. Liebt ihn, denkt bei ihm an euch selbst und behandelt  
ihn, wie euch selbst, – dann werde ich beginnen, euch zu lesen  
und werde vor euch mein Haupt neigen . . . sagte er, und legte  
sich wieder bequem auf das Sofa hin. – Sie schildern einen  
Dieb, ein gefallenes Weib, – sagte er, – und vergessen daran, den  
Menschen zu schildern, oder Sie können es nicht. Was ist denn  
das für eine Kunst, was für poetische Farben haben Sie dabei  
herausgefunden? Verfolgt das Laster, den Schmutz, aber bitte,  
ohne Anspruch auf Poesie.

– Wollen Sie also die Natur dargestellt haben? Rosen, die  
Nachtigall oder einen frostigen Morgen, während alles um Sie  
herum braust und wirbelt? Wir brauchen die nackte Physiologie  
der menschlichen Gesellschaft; wir sind jetzt nicht zu Liedern  
aufgelegt . . .

– Gebt mir den Menschen, den Menschen! – sagte Oblomow,  
– liebt ihn . . .

– Den Wucherer, den Heuchler, den diebischen oder stumpfsinnigen Beamten lieben – hören Sie? Was sagen Sie da? Man sieht, daß Sie sich nicht mit Literatur befassen! – sagte Pjenkin erregt. – Nein, man muß sie strafen, aus der Mitte der Bürger, aus der Gesellschaft ausstoßen . . .

– Sie aus der Mitte der Bürger ausstoßen! – begann plötzlich Oblomow voll Begeisterung, sich vor Pjenkin erhebend, – das heißt vergessen, daß in diesem schlechten Gefäß ein höherer Ursprung eingeschlossen war; daß er ein verderbter Mensch, aber doch immerhin ein Mensch, das heißt einer wie ihr, ist. Ausstoßen! Und wie wollt ihr ihn aus dem Kreise der Menschheit, aus dem Schoße der Natur, aus Gottes Barmherzigkeit ausstoßen? – schrie er fast mit flammenden Augen.

– Sie übertreiben aber! – sagte Pjenkin, an den jetzt die Reihe zu erstaunen gekommen war.

Oblomow sah, daß auch er zu weit gegangen war. Er verstummte plötzlich, blieb eine Weile stehen, gähnte und legte sich langsam auf das Sofa nieder.

Sie schwiegen beide.

– Was lesen Sie denn? – fragte Pjenkin.

– Ich? . . . meistens Reisebeschreibungen.

Ein erneuertes Schweigen.

– Werden Sie also das Poem lesen, wenn es erscheint? Ich würde es Ihnen bringen . . . – sagte Pjenkin.

Oblomow schüttelte verneinend den Kopf.

– Dann werde ich Ihnen meine Erzählung schicken!

Oblomow nickte zum Zeichen der Zustimmung.

– Jetzt muß ich aber in die Druckerei! – sagte Pjenkin – Wissen Sie, warum ich zu Ihnen gekommen bin? Ich wollte Ihnen den Vorschlag machen, mit mir nach Jekaterinhof zu fahren, ich habe einen Wagen. Ich muß morgen einen Artikel über den Corso schreiben; wir würden zusammen beobachten, wenn mir etwas entginge, würden Sie es mir mittheilen; das wäre lustiger. Kommen Sie mit . . .

– Nein, ich bin unwohl, – sagte Oblomow, das Gesicht verziehend und sich in die Decke einhüllend; – ich fürchte die Feuchtigkeit, es ist jetzt noch nicht trocken. Kommen Sie aber heute zum Mittagessen; wir würden miteinander einiges besprechen . . . Mir ist ein doppeltes Unglück passiert . . .

– Nein, unsere ganze Redaction versammelt sich heute im Restaurant Saint-Georges, von dort aus fahren wir zum Corso. Und in der Nacht muß ich schreiben und beim Morgengrauen in die Druckerei schicken. Auf Wiedersehen!

– Auf Wiedersehen, Pjenkin!

»In der Nacht schreiben,« dachte Oblomow, »wann soll man denn schlafen? Er verdient aber sicher fünf Tausend jährlich! – Das ist ein Brot! Aber immer schreiben, seine Gedanken, seine Seele auf Kleinigkeiten ausgeben, die Überzeugungen ändern, mit dem Verstande und der Phantasie Handel treiben, seine Natur vergewaltigen, sich aufregen, immer glühen und entflammt sein, keine Ruhe kennen und sich immer weiter

bewegen . . . Und immer schreiben, immer schreiben, wie ein Rad, wie eine Maschine: morgen, übermorgen; es kommen Feiertage, es kommt der Sommer, und er muß immer schreiben! Wann soll man da stehen bleiben und ausruhen? Der Unglückliche!«

Er wandte den Kopf zum Tische hin, wo alles leer war, wo das ausgetrocknete Tintenfaß stand und keine Feder zu sehen war, und freute sich, daß er sorglos wie ein neugeborenes Kind dalag, sich nicht mit soviel Dingen zu befassen und sich nicht zu verkaufen brauchte . . . »Und der Brief des Dorfschulzen und die Wohnung?« – erinnerte er sich plötzlich und wurde nachdenklich.

Jetzt ertönte aber wieder ein Läuten.

»Bei mir ist ja heute der reinste Jour!« sagte Oblomow und wartete, wer eintreten würde.

Es kam ein Mann von unbestimmtem Alter mit einem indifferenten Gesicht herein; er befand sich in einer Periode, in der es schwer ist, die Zahl der Jahre zu bestimmen; er war nicht schön und nicht häßlich, nicht groß und nicht klein gewachsen, weder blond noch brünett. Die Natur hatte ihm keinen einzigen ausgeprägten, bemerkbaren Zug verliehen, weder einen bösen, noch einen guten. Viele nannten ihn Iwan Iwanitsch, andere – Iwan Wassiljitsch und noch andere Iwan Michailitsch. Sein Familiennamen wechselte auch beständig; manche sagten, er hieße Iwanow, andere nannten ihn Wassiljew oder Andrejew, noch andere Alexejew. Ein Fremder, der ihn zum erstenmale

sah und dem man seinen Namen nannte, merkte sich weder diesen noch das Gesicht; er merkte sich auch nicht, was er sagte. Seine Anwesenheit bietet der Gesellschaft gar nichts, ebenso wie seine Anwesenheit ihr nichts raubt. Sein Geist besitzt weder Scharfsinn, noch Originalität, noch sonst welche hervorragende Eigenschaften, ebenso wie seinem Körper besondere Merkmale fehlen. Er würde vielleicht das, was er gesehen und gehört hat, erzählen können und die Anwesenden wenigstens auf diese Weise amüsieren, er kam aber nirgends hin; seit er in Petersburg geboren wurde, fuhr er nirgends hin, er sah und hörte folglich nur das, was auch den anderen bekannt war. Ist ein solcher Mensch sympathisch? Liebt er? Haßt er? Leidet er? Er müßte doch lieben und nicht lieben und leiden, weil ja niemand davon befreit wird. Er bringt es aber zuwege, alle zu lieben. Es gibt Menschen, in denen man, so sehr man sich auch abmüht, unmöglich Widerspruchsgeist oder Rachedurst etc. hervorrufen kann. Man mag mit ihnen thun, was man will, sie bleiben immer zärtlich. Trotzdem man von solchen Menschen sagt, daß sie alle lieben und infolge dessen gut sind, lieben sie doch im Grunde niemand und sind nur darum gut, weil sie nicht böse sind. Wenn andere in seiner Anwesenheit einem Bettler ein Almosen geben, wirft auch er ihm einen Nickel hin, wenn sie den Bettler aber beschimpfen, ihn fortjagen oder verhöhnen, wird auch er mit den anderen schimpfen und höhnen. Man kann ihn nicht reich nennen, weil er nicht reich, sondern eher arm ist; man kann ihn aber auch nicht ausgesprochen arm nennen, übrigens nur



darum, weil es viel ärmere Menschen gibt, als er. Er bezieht von irgendwo ein Einkommen von dreihundert Rubel jährlich, außerdem hat er eine mittelmäßige Anstellung und bekommt einen mittelmäßigen Gehalt; er leidet nicht Noth und borgt bei niemand Geld, und es fällt niemand ein, bei ihm zu borgen. In seinem Amte wird ihm keine bestimmte, ständige Beschäftigung zugewiesen, weil weder seine Collegen, noch seine Chefs es auf irgendeine Weise herauszubringen vermögen, was er schlechter und was er besser ausführt, um beurtheilen zu können, wozu er eigentlich befähigt ist.

Sein Erscheinen auf der Welt wurde wohl kaum von irgendjemand außer von seiner Mutter bemerkt, sehr wenige bemerken ihn während seines Lebens, es wird wohl aber niemand bemerken, wie er aus der Welt verschwinden wird; niemand wird fragen, sein Bedauern ausdrücken, aber auch niemand wird sich über seinen Tod freuen. Er hat weder Feinde noch Freunde, aber eine Menge Bekannte. Vielleicht wird sein Leichenzug die Aufmerksamkeit des Passanten auf sich lenken, der dieser unbestimmten Persönlichkeit durch eine tiefe Verbeugung die ihr zum erstenmale zutheil werdende Ehrenbezeugung erweisen wird; vielleicht wird sogar ein Neugieriger der Procession nachlaufen, um den Namen des Todten zu erfahren, den er sogleich wieder vergißt.

Dieser ganze Alexejew, Wassiljew, Andrejew, oder wie Sie sonst wollen, daß er heißt, ist ein unvollständiger, unpersönlicher Abklatsch der Masse, ihr dumpfer Wiederhall und unklarer

Widerschein. Sogar Sachar, der in offenerherzigen Gesprächen in den Versammlungen beim Hausthor oder im Krämerladen, eine scharfe Charakteristik aller Gäste, die seinen Herrn besuchten, machte, wurde immer verlegen, wenn dieser . . . sagen wir Alexejew an die Reihe kam. Er dachte lange nach, suchte lange irgendeinen scharfen Zug, an dem man sich festhalten könnte, im Äußern, in den Manieren oder im Charakter dieses Menschen aufzufangen, zuckte endlich die Achseln und drückte sich so aus: »Und dieser ist weder Fisch, noch Fleisch, noch Gemüse!«

– Ah! – empfing ihn Oblomow, – das sind Sie, Alexejew? Guten Tag. Woher? Kommen Sie nicht in meine Nähe; ich gebe Ihnen nicht die Hand. Sie bringen Kälte herein!

– Aber es ist ja gar nicht kalt! Ich hatte nicht die Absicht heute zu Ihnen zu kommen, – sagte Alexejew, ich bin aber Owtschinin begegnet, und er hat mich mitgenommen. Ich komme, um Sie abzuholen, Ilja Iljitsch.

– Wohin denn?

– Kommen Sie zu Owtschinin mit. Dort ist Matwjej Andreitsch Oljanow, Kasimir Albertitsch Pchailo und Wassili Sewastjanitsch Kolimjagin.

– Wozu haben sie sich dort versammelt und wozu brauchen sie mich?

– Owtschinin ladet Sie zum Mittagessen ein.

– Hm! zum Mittagessen . . . – wiederholte Oblomow eintönig.

– Und dann fahren alle nach Jekaterinhof; er hat Ihnen sagen lassen, Sie möchten einen Wagen nehmen.

– Und was wird man dort thun?

– Was! Heute ist ja dort Corso. Wissen Sie nicht? Heute ist der erste Mai!

– Setzen Sie sich; wir werden uns die Sache überlegen . . . sagte Oblomow.

– Stehen Sie doch auf! Es ist Zeit sich anzukleiden.

– Warten Sie ein wenig, es ist ja noch früh.

– Es ist gar nicht mehr früh! Er hat gebeten, Sie möchten um zwölf Uhr kommen; wir werden etwas früher essen, damit wir um zwei Uhr schon fertig sind, und fahren dann zum Corso. Gehen wir also gleich! Soll ich Ihnen die Kleider geben lassen?

– Wieso die Kleider? Ich habe mich noch nicht gewaschen.

– Waschen Sie sich also.

Alexejew begann im Zimmer auf und ab zu gehen, blieb dann vor einem Bild stehen, das er tausendmal früher gesehen hatte, blickte flüchtig zum Fenster hinaus, nahm irgendeinen Gegenstand von der Etagère herunter drehte ihn in den Händen herum, betrachtete ihn von allen Seiten, legte ihn dann hin und begann wieder pfeifend auf und ab zu gehen, um Oblomow beim Aufstehen und Waschen nicht zu stören. So vergingen zehn Minuten.

– Was ist denn mit Ihnen? – fragte plötzlich Alexejew Ilja Iljitsch.

– Was denn?

– Sie liegen ja noch immer?

– Muß ich denn aufstehen?

– Aber gewiß! Man erwartet uns Sie wollten ja mitkommen.

– Wohin denn? Ich wollte nirgends mitkommen . . .

– Wir haben ja eben davon gesprochen, daß wir zu Owtschinin zum Essen, und dann nach Jekaterinhof fahren . . .

– Ich soll in dieser Nässe fahren! Und was gibt es dort Besonderes? Es schaut nach Regen aus, es wird trüb, – sagte Oblomow träge.

– Es ist kein Wölkchen am Himmel, und Sie denken sich einen Regen aus! Es ist deshalb trübe, weil die Fenster bei Ihnen schon sehr lange nicht mehr gewaschen wurden. Wie viel Schmutz drauf ist! Man sieht rein nichts und außerdem ist die eine Jalousie fast ganz geschlossen.

– Ja, erwähnen Sie das nur einmal in Sachars Anwesenheit, da wird er Ihnen gleich Abwaschfrauen vorschlagen und mich für den ganzen Tag aus dem Hause jagen! Oblomow sann nach, während Alexejew mit den Fingern auf dem Tisch trommelte, an dem er saß und die Augen zerstreut über die Wände und die Zimmerdecke irren ließ.

– Also wie wird es sein? Was thun wir? Ziehen Sie sich an oder bleiben Sie so? – fragte er nach ein paar Minuten.

– Wohin?

– Nach Jekaterinhof!

– Was finden Sie denn an diesem Jekaterinhof! – antwortete Oblomow ärgerlich. – Können Sie denn hier nicht sitzen bleiben? Ist es denn kalt im Zimmer oder ist hier schlechte Luft, daß Sie hinaus wollen?

– Nein, ich fühle mich bei Ihnen immer wohl; ich bin hier zufrieden, – sagte Alexejew.

– Also, wenn es hier schön ist, wozu dann anderswohin wollen? Bleiben Sie lieber für den ganzen Tag bei mir, essen Sie hier zu Mittag und gehen Sie dann abends, wenn es sein muß! . . . Ja, ich habe ganz vergessen: ich kann ja gar nicht mitfahren! Tarantjew kommt zum Essen; es ist ja heute Samstag.

– Wenn es so ist . . . gut . . . wie Sie wollen . . . – sagte Alexejew.

– Habe ich Ihnen noch nichts von meinen Angelegenheiten erzählt? – fragte Oblomow lebhaft.

– Von welchen Angelegenheiten? Ich weiß nichts, – antwortete Alexejew, ihn neugierig anblickend.

Wissen Sie, warum ich so lange nicht aufstehe? Ich bin ja immer dagelegen und habe nachgedacht, wie ich mich von der Verlegenheit befreien soll.

– Was ist es denn? fragte Alexejew und bestrebte sich ein erschrockenes Gesicht zu machen.

– Ich habe ein doppeltes Unglück! Ich weiß nicht, was ich thun soll.

– Was denn für eins?

– Man jagt mich aus der Wohnung heraus, denken Sie sich – man soll übersiedeln: das Einpacken, die Schererei . . . es ist schrecklich daran zu denken! Ich wohne ja acht Jahre in dem Hause. Der Hausherr hat mir einen Streich gespielt und sagt: »Räumen Sie schnell die Wohnung.«

– Und noch dazu schnell! Es muß also sein. Das

Übersiedeln ist etwas sehr Unangenehmes; damit sind immer viele Scherereien verbunden, – sagte Alexejew. Vieles wird zerschlagen und geht verloren – das ist sehr langweilig! Und Sie haben eine so schöne Wohnung . . . Was zahlen Sie?

– Wo findet man eine zweite solche Wohnung, – sagte Oblomow, und noch dazu in der Eile? Die Wohnung ist trocken und warm; es ist ein ruhiges Haus: man hat mich nur einmal bestohlen! Die Zimmerdecke schaut ganz unzuverlässig aus, der Mörtel ist ganz lose daran, fällt aber doch nicht herab.

– Wirklich? – sagte Alexejew, den Kopf hin und her wiegend.

»Wie soll man es einrichten, daß ich nicht übersiedeln muß?« sagte Oblomow grübelnd vor sich hin.

– Haben Sie Ihre Wohnung contractlich gemietet? – fragte Alexejew, das Zimmer von der Decke bis zum Fußboden musternd.

– Ja, aber der Contract ist abgelaufen; ich habe die ganze Zeit monatlich gezahlt . . . ich weiß aber nicht wie lange.

Beide sannten nach.

– Was haben Sie also vor? – fragte Alexejew nach einem Schweigen, – übersiedeln Sie oder bleiben Sie?

– Ich habe gar nichts vor, – sagte Oblomow, – ich will gar nicht daran denken. Sachar soll etwas erfinden.

– Und manche Menschen lieben das Übersiedeln, – sagte Alexejew, – das Wohnungswechseln ist ihr einziges Vergnügen . . .

– Nun, dann sollen diese »manche« auch übersiedeln! Aber

ich kann alle diese Veränderungen nicht ausstehn! Die Wohnung ist noch das wenigste! – Schauen Sie einmal was mir der Dorfschulze schreibt. Ich werde Ihnen gleich den Brief zeigen . . . Wo ist er? Sachar, Sachar!

»Ach du himmlische Jungfrau!« – krächzte Sachar in seinem Zimmer, indem er von der Ofenbank heruntersprang: »Wann wird mich Gott zu sich rufen?«

Er kam herein und blickte den Herrn mit trüben Augen an.

– Warum hast Du den Brief nicht gefunden?

– Wo soll ich ihn finden? Weiß ich denn, was für einen Brief Sie brauchen? Ich kann nicht lesen.

– Das ist ganz gleich, suche nur, – sagte Oblomow.

– Sie haben ja gestern Abend irgendeinen Brief gelesen, – sprach Sachar, – und dann hab’ ich ihn nicht mehr gesehen.

– Wo ist er denn, – entgegnete Oblomow ärgerlich. – Ich hab’ ihn nicht verschluckt. Ich erinnere mich sehr gut, daß Du ihn mir fortgenommen und irgendwohin gelegt hast. Schau einmal nach, wo er ist!

Er schüttelte die Decke; der Brief fiel aus den Falten auf den Fußboden.

– Sie schieben immer alles auf mich . . .

»Nun, geh’ nur, geh« nur! »– schrieen Oblomow und Sachar zu gleicher Zeit einander an. Sachar gieng und Oblomow begann den Brief zu lesen, dessen graues Papier mit Kwaß beschrieben zu sein schien und der mit braunem Siegellack versiegelt war.

»Geehrter Herr,« begann Oblomow, »Euer Wohlgeboren,

unser Vater und Ernährer, Ilja Iljitsch . . . !

Er übersprang ein paar Begrüßungsworte und Wünsche für sein Wohlergehen und las aus der Mitte weiter:

»Ich berichte Deinem herrschaftlichen Wohlgeboren, daß auf Deinem Gut, Du unser Ernährer, alles in Ordnung ist. Wir haben schon seit fünf Wochen keinen Regen. Der Herrgott zürnt uns wohl, da er uns keinen Regen sendet. Selbst die Alten können sich einer solchen Dürre nicht erinnern. Die Sommersaaten sind wie vom Feuer verbrannt. Die Wintersaaten sind an manchen Stellen von Würmern zernagt, und an manchen Stellen haben frühzeitige Fröste sie zugrunde gerichtet, wir haben sie zu Sommersaaten umgepflügt, wissen aber nicht, ob es gerathen wird? Vielleicht wird der barmherzige Gott Deinem herrschaftlichen Wohlgeboren helfen, um uns sorgen wir uns nicht, wir sollen nur crepieren. Und zu Johanni sind noch drei Bauern fort: Laptjew, Balotschow und Wassjka, der Sohn vom Schmied, ist allein fort. Ich hab' die Weiber nach den Männern geschickt. Die Weiber sind nicht zurückgekehrt und leben, wie man sagt, in Tscholki, und mein Gevatter aus Werchljewo ist auch nach Tscholki gefahren, der Verwalter hat ihn hingeschickt: man soll einen ausländischen Pflug hingebracht haben und der Verwalter hat den Gevatter nach Tscholki geschickt, damit er sich diesen Pflug anschaut. Ich habe dem Gevatter von den flüchtigen Bauern erzählt; ich habe mich dem Kreisrichter zu Füßen geworfen, er hat gesagt: »Reiche ein Papier ein, dann werden wir die Bauern nach ihrem früheren Wohnort



zurückschicken,« sonst hat er nichts gesagt, und ich bin ihm zu Füßen gefallen und hab' ihn flehentlich gebeten; und er hat mich laut angeschrien: »Geh', geh'! Man hat Dir gesagt, daß es gemacht wird – reiche ein Papier ein!« Ich habe aber kein Papier eingereicht. Man kann hier niemand zur Arbeit aufnehmen; alle sind an die Wolga gegangen, sie arbeiten dort auf den Barken. Das Volk ist jetzt hier so dumm geworden, unser Ernährer Väterchen Ilja Iljitsch! Unser Leinen kommt dies Jahr nicht auf den Markt: ich hab' die Bleichkammer und die Trockenkammer zugeschlossen und habe den Sitschug angestellt, bei Tag und bei Nacht aufzupassen; er ist ein nüchterner Bauer, ich bin aber bei Tag und Nacht hinter ihm her, damit er nichts von der Herrschaft einsteckt. Die andern trinken viel und zahlen gar nichts. Die Abgaben sind im großen Rückstand: wir werden Dir, Du unser Väterchen und Wohlthäter, in diesem Jahr um zwei Tausend weniger schicken, als im vergangenen Jahr, wenn uns die Dürre nicht ganz zugrunde richtet, sonst schicken wir es Dir, was wir Deinem Wohlgeboren hiermit mittheilen.«

Dann folgten Versicherungen der Ergebenheit und die Unterschrift: »Dein Dorfschulze, Dein ergebener Slave Prokofij Witjaguschkin hat eigenhändig unterschrieben.« Da der Betreffende des Schreibens nicht kundig war, hatte er ein Kreuz hingemalt. »Nach dem Dictat des obigen Dorfschulzen von seinem Schwager Djomka dem Krummen geschrieben.«

Oblomow sah sich den Schluß des Briefes an. – Es ist weder der Monat, noch das Jahr angegeben, – sagte er, – der Brief

liegt gewiß seit vorigem Jahr beim Dorfschulzen; es steht von Johanni und der Dürre drin! Es ist ihm erst jetzt eingefallen, ihn fortzuschicken; – er vertiefte sich in seine Gedanken.

– Nun? – fragte er dann, – was sagen Sie dazu? Er bietet mir »um zwei Tausend weniger« an! Wie viel bleibt denn da? Wieviel habe ich voriges Jahr bekommen? – fragte er Alexejew anblickend. – Habe ich's Ihnen damals nicht gesagt? . .

Alexejew wandte seine Augen der Zimmerdecke zu und dachte nach.

– Ich muß Stolz fragen, wenn er kommt, – fuhr Oblomow fort, – ich glaube, sieben oder acht Tausend . . . es ist schlecht, wenn das nicht aufgeschrieben wird! Er theilt mir jetzt also nur sechs zu! Ich werde ja verhungern! Wie soll ich damit auskommen?

– Warum regen Sie sich so auf, Ilja Iljitsch? – sagte Alexejew, – man darf niemals verzweifeln; wenn etwas gemahlen ist, wird Mehl daraus.

– Hören Sie denn nicht, was er schreibt? Anstatt mir Geld zu schicken, mich irgendwie schadlos zu halten, bereitet er mir, wie um sich über mich lustig zu machen, lauter Unannehmlichkeiten! Und so ist es jedes Jahr! Ich bin jetzt ganz außer mir! »Um zwei Tausend weniger!«

– Ja, das ist ein großer Schaden, sagte Alexejew, – zwei Tausend, das ist kein Spaß mehr! Alexej Loginitsch soll in diesem Jahr auch um zwölf Tausend statt siebzehn bekommen haben.

– Also doch zwölf und nicht sechs, – unterbrach ihn Oblomow

– Der Dorfschulze hat mich ganz verstimmt! Und wenn es auch thatsächlich so ist, daß Mißernte und Dürre herrschen, warum muß er mich da im vorhinein kränken?

– Ja . . wirklich, – begann Alexejew, – das sollte er nicht thun; aber wie kann man denn von einem Bauern Feinfühligkeit erwarten? Dieses Volk versteht gar nichts.

– Was würden Sie an meiner Stelle thun? fragte Oblomow und blickte Alexejew mit der schwachen Hoffnung an, dieser würde sich zu seiner Beruhigung etwas ausdenken.

– Man muß sich die Sache überlegen, Ilja Iljitsch, das kann man nicht auf einmal abthun, – sagte Alexejew.

– Soll ich vielleicht dem Gouverneur schreiben? – sagte Ilja Iljitsch nachdenklich.

– Wer ist denn dort Gouverneur?

Ilja Iljitsch antwortete nicht und sann nach. Alexejew schwieg und vertiefte sich auch in seine Gedanken.

Oblomow zerknitterte den Brief, stützte seinen Kopf auf die Hände, stemmte seine Ellbogen gegen die Knie und saß einige Zeit so da, vom Ansturm beunruhigender Gedanken gepeinigt.

– Wenn wenigstens Stolz bald käme! – sagte er, – er schreibt, daß er bald hier sein wird und treibt sich dabei Gott weiß wo herum! Er hätte mir alles geordnet.

Er wurde wieder traurig. Lange Zeit schwiegen beide. Endlich kam Oblomow als erster zur Besinnung.

– Man muß Folgendes thun! – sagte er entschlossen und wäre fast aufgestanden, – und das muß möglichst bald geschehen, man

darf nicht zögern . . . Erstens . .

Jetzt ertönte ein verzweifelteres Läuten im Vorzimmer, so daß Oblomow und Alexejew zusammenfuhren und Sachar augenblicklich von der Ofenbank herabsprang.

### III

- Zu Hause? – fragte jemand im Vorzimmer laut und grob.
- Wohin soll man um diese Zeit gehen? antwortete Sachar noch gröber.

Es kam ein etwa vierzigjähriger Mann herein, der einer stämmigen Race anzugehören schien, groß, in den Schultern und im ganzen Körper breit war, ausgeprägte Gesichtszüge, einen großen Kopf, einen stämmigen kurzen Nacken, große Glotzaugen und dicke Lippen besaß. Ein flüchtiger Blick auf diesen Menschen erzeugte die Vorstellung von etwas Grobem und Unsauberem. Man sah, daß er sich nicht um die Eleganz seines Anzuges kümmerte. Man kam selten dazu, ihn ordentlich rasiert zu sehen. Doch das war ihm offenbar gleichgiltig; seine Kleidung brachte ihn nicht in Verlegenheit und wurde von ihm mit einer cynischen Würde getragen. Das war Michej Andrejitsch Tarantjew, Oblomows Landsmann.

Tarantjew blickte alles düster an, mit halber Verachtung und offenkundiger Feindseligkeit seiner Umgebung gegenüber, er war bereit über alle und alles auf der Welt zu schimpfen, als wäre er ungerecht gekränkt oder in irgendeiner seiner Eigenschaften verkannt worden, wie ein selbständiger, vom Schicksal verfolgter Charakter, der sich nur unfreiwillig und protestierend fügt. Seine Bewegungen waren selbstbewußt und schwungvoll; er sprach laut, dreist und fast immer zornig; wenn man ihm aus der Ferne

zuhörte, schien es, drei leere Fuhren rasselten über eine Brücke. Er ließ sich durch niemands Anwesenheit einschüchtern, suchte nicht lange nach Ausdrücken und war überhaupt immer und mit allen grob, ohne seine Freunde auszuschließen, als wollte er einen jeden fühlen lassen, daß er ihm durch sein Sprechen, selbst durch sein Theilnehmen am Mittagessen oder Abendbrot eine große Ehre erwies.

Tarantjew war schlagfertig und schlau; niemand konnte besser als er eine Frage des alltäglichen Lebens oder eine verwickelte juristische Angelegenheit klarlegen: er stellte sogleich eine Theorie auf, wie in dem einen oder dem andern Fall zu handeln war, führte sehr treffende Beweise an und wurde zum Schluß fast immer mit demjenigen, der seinen Rath begehrt hatte, grob.

Dabei bekleidete er selbst, trotz seiner grauen Haare, noch dasselbe Schreiberamt in irgendeiner Kanzlei, das er vor fünfundzwanzig Jahren angenommen hatte. Es fiel weder ihm, noch irgendjemand anderem ein, daß er avancieren könnte. Die Sache war die, daß Tarantjew nur gut zu sprechen verstand; in der Theorie entschied er alles, besonders das, was andere angien, klar und leicht. Sowie er aber nur einen Finger bewegen, sich erheben oder überhaupt den von ihm selbst erdachten Plan anwenden, der Sache eine praktische Richtung geben und sie schnell in Gang bringen sollte, wurde er ein ganz anderer Mensch: dazu reichte es bei ihm nicht aus, es wurde ihm plötzlich zu viel, bald war er unwohl, bald schickte es sich nicht oder es kam ihm etwas Neues unter, das er auch nicht in Angriff nahm,

oder aus dem, wenn er es that, Gott weiß was herauskam. Dann war er wie ein Kind: bei dem einen paßte er nicht genug auf, bei dem andern wußte er irgendeine Kleinigkeit nicht, oder er kam zu spät und ließ die Sache zum Schluß halbvollendet, oder er packte sie beim verkehrten Ende an und verhunzte alles in einer solchen Weise, daß man es gar nicht wieder gut machen konnte, und dabei war er noch imstande zu schimpfen.

Sein Vater, der ein altmodischer Gerichtsschreiber in der Provinz war, wollte seinem Sohn seine Kunst und Erfahrung, sich mit fremden Angelegenheiten abzugeben, und seine mit Erfolg zurückgelegte Laufbahn in Amtsdiensten als Erbe überlassen, doch das Schicksal fügte es anders. Der Vater, der, wie es einst in Rußland üblich war, sich seine Bildung für ein paar Kupfermünzen angeeignet hatte, wollte seinen Sohn mit der Zeit mitgehen lassen und wünschte, ihm auch außer der schwierigen Kunst, fremde Angelegenheiten zu vertreten, etwas beizubringen. Er schickte ihn drei Jahre lang zum Popen, wo er Latein lernte.

Der von Natur aus begabte Knabe hatte im Laufe der drei Jahre die lateinische Grammatik sammt Syntax bewältigt und begann gerade Cornelius Nepos zu lesen, als sein Vater beschloß, daß er schon genügend wußte, daß er auch durch diese seine Kenntnisse der alten Generation gegenüber einen ungeheuren Vorsprung gewonnen hatte und endlich, daß ihm seine weiteren Studien möglicherweise im Amtsdienst schaden konnten. Der sechzehnjährige Michej wußte nun nicht, was er

mit seinem Latein beginnen sollte und vergaß es nach und nach in seinem Elternhause, nahm aber dafür, in Erwartung der großen Ehre, im Landes- und Kreisgericht anwesend sein zu dürfen, an allen Festgelagen seines Vaters theil, und in dieser Schule, inmitten der aufrichtigen Gespräche, verfeinerte und entwickelte sich der Geist des jungen Mannes. Er lauschte mit jugendlicher Empfänglichkeit den Erzählungen des Vaters und dessen Kameraden von verschiedenen strafrechtlichen und civilen Angelegenheiten, von all den interessanten Fällen, welche durch die Hände aller dieser altmodischen Gerichtsschreiber gegangen waren. Doch das alles führte zu nichts. Michej wurde zu keinem Sachkundigen und Fintenmacher, trotzdem alle Bemühungen des Vaters darauf gerichtet waren und auch gewiß durch Erfolg gekrönt worden wären, wenn das Schicksal seine Absichten nicht hintertrieben hätte. Michej hatte sich thatsächlich die ganze Theorie der väterlichen Belehrungen angeeignet, er brauchte sie nur anzuwenden, doch er kam infolge des Todes seines Vaters nicht dazu, eine Anstellung bei Gericht zu erlangen, und wurde von einem Wohlthäter, der ihm eine Schreiberstelle in irgendeinem Departement verschafft hatte und später an ihn vergaß, nach Petersburg mitgenommen. Auf diese Weise blieb Tarantjew sein Leben lang nur Theoretiker. Er konnte in dem Petersburger Amt mit seinem Latein und mit seiner raffinierten Theorie, gerechte und rechtlose Sachen willkürlich zum Ziele zu führen, nichts anfangen. Und dabei trug er die schlummernde Kraft bewußt mit sich herum, die



durch feindliche Umstände ohne Hoffnung auf Befreiung in ihm eingeschlossen war. Vielleicht war Tarantjew infolge dieses Bewußtseins so grob, feindselig, immer zornig und streitsüchtig im Verkehr. Er verhielt sich seinen amtlichen Beschäftigungen, dem Abschreiben von Papieren, dem Zusammennähen von Acten etc. gegenüber voll Bitterkeit und Verachtung. Ihm lächelte in der Zukunft nur die eine letzte Hoffnung entgegen: bei der Accise angestellt zu werden; das war für ihn der einzige Weg, der für die ihm vom Vater vermachte, aber nicht erreichte Laufbahn einen lohnenden Tausch bot. Und in Erwartung all dessen äußerte sich die fertige, von seinem Vater erschaffene Theorie der Thätigkeit und Lebensführung, diese Theorie der Bestechlichkeit und der Kniffe, nachdem sie um ihre würdigste Anwendung in der Provinz gekommen war, in allen Details seiner nichtigen Existenz in Petersburg und schlich sich in Ermangelung von officieller Bethätigung in alle seine freundschaftlichen Beziehungen ein. Er war in seiner Seele und seinen Principien nach bestechlich und brachte es fertig, in Ermangelung von Geschäften und Bittstellern von seinen Kameraden und Collegen Bestechungsgelder einzufordern, Gott weiß warum und wofür; ließ sich, von wem und wo es nur gieng, bald durch List, bald durch Aufdringlichkeit frei halten, verlangte allen unverdiente Achtung ab und suchte Händel. Seine abgetragenen Kleider brachten ihn niemals in Verlegenheit, doch er wurde unruhig, wenn er in der Perspective des Tages kein opulentes Mittagmahl mit einer angemessenen Quantität von Wein und Schnaps vor

sich sah. Infolge dessen spielte er im Kreise seiner Bekannten die Rolle eines großen Kettenhundes, der alle anbellte und niemand sich rühren ließ, dabei aber unfehlbar jedes Stück Fleisch im Fluge auffieng, woher und wohin es auch fliegen mochte.

So waren die beiden eifrigsten Besucher Oblomows. Warum kamen diese beiden russischen Proletarier zu ihm? Das wußten sie sehr gut: um zu essen, zu trinken und gute Cigarren zu rauchen. Sie fanden warme, ruhige Räume und einen gleichmäßigen, wenn nicht freudigen, so doch gleichgiltigen Empfang. Aber warum Oblomow sie zu sich ließ, darüber gab er sich wohl kaum Rechenschaft. Wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus welchem noch bis nun, in unseren entlegenen Oblomowkas (Die vom Familiennamen des Besitzers abgeleitete Benennung des Gutes.), in jedem wohlhabenden Hause sich ein Schwarm ähnlicher Persönlichkeiten beiderlei Geschlechtes drängt, ohne Brot, ohne Beschäftigung, ohne Hände, um etwas zu producieren, und nur mit einem Magen, um zu konsumieren, aber fast immer mit einem Rang und einem Titel. Es gibt noch Sybariten, für welche solche Anhängsel in ihrem Leben ein Bedürfnis sind: sie langweilen sich, ohne auf der Welt etwas Überflüssiges zu haben. Wer wird eine irgendwohin verschwundene Tabatière reichen, oder wer wird das auf den Fußboden herabgefallene Taschentuch aufheben? Wem kann man mit einem Anrecht auf Theilnahme über Kopfweg klagen, einen bösen Traum erzählen und dessen Deutung verlangen? Wer wird vor dem Schlaf vorlesen und einzuschlafen helfen?

Und manchmal wird ein solcher Proletarier in die nächste Stadt zum Einkauf geschickt und hilft in der Wirtschaft mit – man wird sich doch mit diesen Dingen nicht selbst befassen!

Tarantjew machte viel Lärm und rüttelte Oblomow aus seiner Unbeweglichkeit und Langeweile auf. Er schrie, stritt und führte selbst etwas von der Art einer Vorstellung auf, indem er den faulen Edelmann von der Nothwendigkeit zu sprechen und zu handeln befreite. Tarantjew brachte in das Zimmer, in welchem Schlaf und Ruhe herrschten, Leben, Bewegung und manchmal Kunde von außen, Oblomow konnte ohne einen Finger zu rühren etwas Lebendiges sehen und hören, das sich vor ihm bewegte und sprach. Außerdem war er noch einfältig genug zu glauben, Tarantjew wäre imstande, ihm thatsächlich etwas Brauchbares anzurathen. Alexejews Besuche wurden von Oblomow aus einem anderen, nicht minder wichtigen Grunde geduldet. Wenn er die Zeit nach seinem Geschmack verbringen, d.h. schweigend daliegen, schlummern oder im Zimmer auf und ab gehen wollte, schien Alexejew gar nicht anwesend zu sein; er schwieg gleichfalls, schlummerte oder blickte in ein Buch hinein und betrachtete mit einem faulen Gähnen, bis zu Thränen, die Bilder und Kleinigkeiten. Er konnte drei Tage ununterbrochen auf diese Weise verbringen. Wenn das Alleinsein Oblomow aber lästig wurde, wenn er das Bedürfnis zu sprechen, zu lesen, zu raisonnieren, irgendeine Erregung zu äußern, fühlte, hatte er stets einen gehorsamen und bereitwilligen Gesellschafter vor sich, der sein Schweigen und Sprechen, seine Aufregung und

seine Denkweise, wie diese auch sein mochte, mit dem gleichen Diensteifer theilte. Die übrigen Gäste kamen selten, nur für einen Augenblick, wie die früheren drei; jedes lebenskräftige Band, das ihn mit ihnen allen verbunden hatte, lockerte sich immer mehr und mehr. Oblomow interessierte sich manchmal für irgendeine Neuigkeit, für ein Gespräch von fünf Minuten und schwieg dann befriedigt. Man mußte sich ihnen durch Aufmerksamkeit erkenntlich erweisen und an allem, was sie interessierte, theilnehmen. Sie ließen sich vom Menschenstrom forttragen; ein jeder von ihnen faßte das Leben auf seine Weise auf, so wie Oblomow es nicht auffassen wollte, sie drängten ihn aber auch hinein. Das alles mißfiel ihm, stieß ihn ab, war ihm unangenehm. Nur ein Mensch war nach seinem Geschmack; auch dieser störte ihn in seiner Ruhe; auch dieser liebte das Neue, die Welt, die Wissenschaft und das ganze Leben, doch er liebte das alles tiefer, wärmer, aufrichtiger – und Oblomow, der mit allen freundlich war, liebte nur ihn allein von Herzen und glaubte nur ihm allein, vielleicht deswegen, weil er mit ihm zusammen aufgewachsen war, mit ihm zusammen gelernt und gelebt hatte. Das war Andrej Iwanitsch Stolz. Er war abwesend, doch Oblomow erwartete ihn stündlich.

## IV

– Guten Tag, Landsmann, – sagte Tarantjew kurz angebunden, seine zottige Hand Oblomow hinstreckend. – Warum liegst Du noch bis jetzt wie ein Holzklotz da?

– Komm nicht heran, komm nicht heran: Du bringst Kälte mit – sagte Oblomow sich zudeckend.

– Was Du Dir ausdenkst! Ich sollte Kälte mitbringen?! – schrie Tarantjew auf. – Nimm nur die Hand, wenn man sie Dir reicht! Es ist bald zwölf Uhr und er liegt noch herum!

Er wollte Oblomow vom Bett aufheben, doch dieser kam ihm zuvor, indem er die Füße rasch herabgleiten ließ und sofort in beide Pantoffel zugleich schlüpfte.

– Ich wollte selbst bald aufstehen, – sagte er gähmend.

– Ich weiß schon, wie Du aufstehen wolltest; Du würdest bis zum Mittagessen liegen bleiben. He, Sachar! wo steckst Du, alter Dummkopf? Hilf dem Herrn beim Anziehen.

– Schaffen Sie sich zuerst Ihren eigenen Sachar an, dann können Sie schimpfen! – sagte Sachar, ins Zimmer tretend und Tarantjew feindselig anblickend. Wie viel Straßenkoth Sie hereingebracht haben, wie ein Hausierer! – fügte er hinzu.

– Du redest noch, Du Teufelsfratze! – antwortete Tarantjew und hob den Fuß auf, um den vorübergehenden Sachar zu stoßen; doch dieser blieb stehen, wandte sich zu ihm hin und machte sich kampfbereit.

– Rühren Sie mich nur an! – Was ist denn das? Ich gehe. . . sagte er und näherte sich der Thür.

– Aber hör’ doch auf, Michej Andreitsch, wie aufgeregt Du bist! Warum läßt Du ihn nicht in Ruh? – sagte Oblomow. – Sachar, gib alles her, was ich brauche!

Sachar kehrte um und lief, Tarantjew anschiehend, geschwind an ihm vorüber. Oblomow stützte sich auf ihn, erhob sich ungern, wie ein sehr ermüdeter Mensch, vom Bett, ließ sich ebenso ungern in einen großen Lehnstuhl sinken und blieb reglos sitzen. Sachar nahm vom Tischchen Pomade, die Kämme und Bürsten, schmierte ihm den Kopf mit Pomade ein, machte ihm einen Strich und bürstete ihm dann die Haare.

– Werden Sie sich jetzt waschen? – fragte er.

– Ich werde noch ein wenig warten, – antwortete Oblomow, – geh!

– Ah, Sie sind auch da? – sagte Tarantjew, sich plötzlich an Alexejew wendend, während Sachar Oblomow frisierte, – ich habe Sie gar nicht gesehen. Weshalb sind Sie hier? Ihr Verwandter ist ein solches Schwein! Ich wollte es ihnen immer sagen. . . .

– Was für ein Verwandter? Ich habe gar keinen Verwandten, – antwortete schüchtern der verblüffte Alexejew und glotzte Tarantjew an.

– Nun dieser da, welcher hier angestellt ist, wer ist es doch gleich?. . . Er heißt Afanassjew. – Wieso soll er denn nicht Ihr Verwandter sein? Er ist doch Ihr Verwandter.

– Ich bin ja nicht Afanassjew, ich bin ja Alexejew, – sagte dieser, – ich habe keinen Verwandten.

– Das ist nicht Ihr Verwandter? Er ist ebenso unansehnlich wie Sie und heißt auch Wassilij Nikolaitsch.

– Bei Gott, er ist nicht mit mir verwandt; ich heiße Iwan Alexeitsch.

– Nun, das ist ganz gleich, er sieht Ihnen ähnlich. Er ist aber ein Schwein; sagen Sie ihm das, wenn Sie ihn sehen.

– Ich kenne ihn nicht und habe ihn niemals gesehen, – sagte Alexejew, seine Tabatière öffnend.

– Geben Sie mir einmal Ihren Tabak, sagte Tarantjew, – Sie haben ja einfachen und keinen französischen Tabak? Ja gewiß, – sagte er, nachdem er geschnupft hatte, – warum haben Sie keinen französischen? – fügte er dann strenge hinzu. – Wirklich, ich habe noch niemals ein solches Schwein gesehen, wie Ihr Verwandter es ist, – fuhr Tarantjew fort – Ich habe von ihm einmal, es wird schon zwei Jahre her sein, fünfzig Rubel geborgt. Nun, sind denn fünfzig Rubel viel Geld? wie sollte man so etwas nicht vergessen? er denkt aber noch daran; er sagt mir nach einem Monat, wo er mich auch trifft, »und wie steht's mit Ihrer Schuld?« Es ist mir zu dumm geworden! Außerdem ist er gestern in unser Departement gekommen. »Sie haben gewiß Ihren Gehalt bekommen,« sagte er, »jetzt können Sie mir das Geld zurückgeben.« Ich habe ihm meinen Gehalt gegeben und habe ihn vor allen so beschämt, daß er mit Mühe zur Thür hinaus gefunden hat. Er sagt: »Ich bin ein armer Mann, ich brauche

es selbst!« Als ob ich es nicht brauchte! Bin ich denn so reich, um ihm immer fünfzig Rubel abzuzählen! Gib mir eine Cigarre, Landsmann.

– Die Cigarren liegen dort in der Schachtel, – antwortete Oblomow, auf die Etagère zeigend. Er saß sinnend in seiner schönen, trägen Stellung im Lehnstuhl, ohne zu sehen, was um ihn her vorgieng, und ohne zu hören, was gesprochen wurde. Er blickte seine kleinen, weißen Hände liebevoll an und streichelte sie.

– Ah, das sind ja noch immer dieselben? – fragte Tarantjew streng, – sich eine Cigarre herausnehmend und Oblomow anblickend.

– Ja, es sind dieselben, – antwortete Oblomow mechanisch.

– Und ich habe Dir ja gesagt, Du sollst Dir andere, ausländische kaufen! So denkst Du daran, was man Dir sagt! Also schau zu, daß nächsten Samstag welche da sind, sonst komme ich lange nicht mehr her. Was das für ein Zeug ist! – sprach er weiter, sich die Cigarre anzündend, paffte eine Rauchwolke in die Luft und zog eine zweite ein, – man kann das gar nicht rauchen.

– Du bist heute früh gekommen, Michej Andreitsch, sagte Oblomow gähmend.

– Bist Du vielleicht meiner überdrüssig?

– Nein, ich habe das nur so bemerkt; Du kommst gewöhnlich direct zum Essen, und jetzt geht es erst auf ein Uhr.

– Ich bin absichtlich früher gekommen, um zu erfahren,



was heute für ein Mittagessen ist. Du fütterst mich immer mit elendem Zeug, ich möchte also erfahren, was Du für heute bestellt hast.

– Frage in der Küche nach, – sagte Oblomow.

Tarantjew gieng hinaus.

– Aber was ist denn das! – sagte er, als er zurückkam, – Rindfleisch und Kalbsbraten. Ach, Bruder Oblomow, Du verstehst nicht zu leben und bist noch dabei Gutsbesitzer! Was bist Du für ein Edelmann? Du lebst wie ein Kleinbürger. Du verstehst es nicht, einen Freund zu bewirten! Nun, hast Du Madeira gekauft?

– Ich weiß nicht, frage Sachar, – sagte Oblomow, fast ohne ihm zuzuhören, – es ist gewiß Wein da.

– Der frühere deutsche? Nein, laß einen in der englischen Handlung kaufen.

– Dieser ist auch gut genug, – sagte Oblomow, – sonst muß ich noch hinschicken!

– Gib mir Geld, ich gehe vorüber und bringe eine Flasche mit; ich muß noch einen Gang machen.

Oblomow wühlte in der Schublade herum und nahm einen rothen Zehnrubelschein heraus, wie man sie damals hatte.

– Madeira kostet sieben Rubel, – sagte Oblomow, – und hier sind zehn.

– Gib nur alles her: man wechselt es dort, habe keine Angst!

Er riß den Schein Oblomow aus der Hand und versteckte ihn schnell in seine Tasche.

– Nun, ich gehe, – sagte Tarantjew, den Hut aufsetzend, ich komme um fünf Uhr wieder, man hat mir eine Anstellung bei der Accise versprochen und hat gesagt, ich soll mich erkundigen. . . Ja, hör’ einmal, Ilja Iljitsch: willst Du heute nicht einen Wagen mieten, um nach Jekaterinhof zu fahren? Du könntest auch mich mitnehmen.

Oblomow schüttelte verneinend den Kopf.

– Bist Du zu faul oder ist es Dir um das Geld schade? Ach, Du Mehlsack! – sagte er. – Nun, vorläufig Adieu. .

– Warte, Michej Andreitsch, – unterbrach ihn Oblomow, ich muß mich über einiges mit Dir berathen.

– Was hast Du denn? sprich schnell; ich hab’ keine Zeit.

– Mich hat ein doppeltes Malheur betroffen. Man jagt mich aus der Wohnung hinaus. . .

– Du zahlst wohl nicht; sie haben schon recht! – sagte Tarantjew und wollte gehen.

– Was fällt Dir ein! Ich zahle immer im voraus. Nein, man will die Wohnung umbauen . . . Aber warte doch! Wohin gehst Du? Rathe mir, was ich thun soll: man drängt mich, ich soll in einer Woche ausziehen. . .

– Was bin ich Dir denn für ein Rathgeber? . . . Was bildest Du Dir eigentlich ein . . .

– Ich bilde mir gar nichts ein, sagte Oblomow, – lärme nicht und schreie nicht, denke lieber darüber nach, was zu thun ist. Du bist ein praktischer Mensch . . .

Tarantjew hörte ihm nicht mehr zu und überlegte sich etwas.

– Nun, also meinetwegen; bedanke Dich bei mir, – sagte er sich setzend und den Hut abnehmend, – und laß beim Mittagessen Champagner servieren: Deine Angelegenheit ist erledigt.

– Wie denn? – fragte Oblomow.

– Gibst Du mir Champagner?

– Also gut, wenn Dein Rath soviel wert ist . . .

– Du bist ja gar nicht wert, daß ich Dir einen Rath gebe. Warum soll ich Dir denn umsonst rathen? Frage doch diesen da, – fügte er auf Alexejew hinweisend hinzu, – oder seinen Verwandten.

– Aber so laß doch gut sein und sprich! – bat Oblomow.

– Also hör' zu: Du ziehst noch morgen aus . . .

– Das hast Du Dir ausgedacht? So viel habe ich auch selbst gewußt . . .

– Warte, unterbrich mich nicht! – schrie Tarantjew ihn an.

– Übersiedle morgen in das Haus meiner Gevatterin, auf der Wiborgskajastraße . . .

– Das ist aber etwas ganz Neues, auf die Wiborgskajastraße! Man sagt, daß dort im Winter die Wölfe herumlaufen.

– Es kommt vor, daß sie von den Inseln herüberlaufen, was geht denn das Dich an?

– Es ist dort langweilig und öde und niemand kommt hin.

– Das ist nicht wahr! Dort wohnt meine Gevatterin; sie hat ihr eigenes Haus mit großen Gemüsegärten. Sie ist eine vornehme Frau, eine Witwe mit zwei Kindern; mit ihr zusammen lebt ihr

lediger Bruder; der hat einen ganz anderen Verstand, als dieser da in der Ecke, – sagte er, auf Alexejew hinweisend, – da sind wir beide nichts dagegen!

– Was geht das alles mich an? – sagte Oblomow ungeduldig.  
– Ich werde dorthin nicht übersiedeln.

– Wir werden einmal sehen, ob Du dorthin nicht übersiedeln wirst. Nein, wenn Du um Rath bittest, mußst Du auch darauf hören, was man Dir sagt.

– Ich werde nicht übersiedeln, – sagte Oblomow entschlossen.

– Nun, dann geh' zum Teufel! – antwortete Tarantjew sich seinen Hut aufstülpend und schritt zur Thür hin.

– Was Du für ein seltsamer Kauz bist! – sagte er wieder umkehrend, – was gefällt Dir denn hier so gut?

– Was ist das für eine Frage? Hier habe ich alles in der Nähe, die Läden, das Theater, die Bekannten . . . das Centrum der Stadt, alles . . .

– Wa— as? – unterbrach ihn Tarantjew. – Wie lang ist's her, daß Du ausgegangen bist? Sag' einmal. Wie lang ist's her, daß Du im Theater warst? Zu welchen Bekannten gehst Du hin? Wozu brauchst Du also das Centrum? Gestatte mir einmal die Frage.

– Wozu? Es kommt ja Verschiedenes vor!

– Siehst Du, Du weißt es selbst nicht. Und dort, stelle Dir nur vor, wirst Du bei meiner Gevatterin, bei einer vornehmen Frau, still und ruhig leben; niemand wird Dich belästigen; dort ist kein Lärm und kein Trubel und alles ist rein und in Ordnung. Schau mal her, Du lebst ja wie in einem Gasthof und willst noch ein

Gutsbesitzer und ein Edelmann sein! Und dort ist es rein und ruhig; Du hast auch jemand, mit dem Du ein Wort wechseln kannst, wenn Du Dich langweilst. Außer mir wird niemand zu Dir kommen. Es sind zwei Kinderchen da – Du kannst mit ihnen spielen, so viel Du willst. Was willst Du noch? Und was Du Dir dabei ersparst! Was zahlst Du hier?

– Ein ein halb Tausend.

– Und dort brauchst Du für das ganze Haus nur tausend Rubel zu zahlen! Und was das für helle, hübsche Zimmer sind! Sie wollte schon lange einen stillen, pünktlichen Mieter haben – ich schlage ihr Dich vor. . . .

Oblomow schüttelte zerstreut den Kopf.

– Du lügst. Du wirst übersiedeln! – sagte Tarantjew. – Du mußt in Betracht ziehen, daß Dich das um die Hälfte billiger kommen wird. Du ersparst Dir an der Miete allein fünfhundert Rubel. Du wirst eine viel bessere und reinere Kost haben, weder die Köchin, noch Sachar werden Dich bestehlen. . .

Aus dem Vorzimmer drang ein Brummen herein.

– Und alles wird in Ordnung sein, – sprach Tarantjew weiter, – man kann sich zu Dir jetzt gar nicht an den Tisch setzen: man möchte Pfeffer haben, es ist keiner da, man hat keinen Essig gekauft, die Messer sind nicht geputzt; Du sagst, die Wäsche geht verloren, überall ist Staub, es ist überhaupt ein Greuel! Und dort wird eine Frau die Wirtschaft führen; weder Du, noch der Schafskopf Sachar. .

Das Brummen im Vorzimmer wurde lauter.

– Dieser alte Hund, – fuhr Tarantjew fort, – wird an nichts zu denken brauchen: Du wirst mit allem versorgt sein. Was gibt's denn dabei zu überlegen? Ziehe aus, und die Sache ist in Ordnung. . .

– Wie soll ich denn plötzlich, ohne jeden Grund auf die Wiborgskajastraße übersiedeln. . .

– Was soll man mit Dir anfangen! – sagte Tarantjew, sich den Schweiß vom Gesicht wischend; – es ist jetzt Sommer, und dort ist es ja wie auf dem Lande. Du verfaulst ja ganz auf dieser Gorochowajastraße! . . . Dort ist der Besborodkinpark. Ohta ist ganz in der Nähe, die Newa ist zwei Schritte von Dir entfernt, Du hast Deinen eigenen Gemüsegarten – dort ist weder Staub, noch Hitze! Da gibt's gar keine Bedenken; ich laufe gleich nach dem Mittagessen zu ihr hinüber – Du gibst mir Geld für eine Droschke – und Du übersiedelst gleich morgen. . .

– Was das für ein Mensch ist! – sagte Oblomow, – er denkt sich plötzlich Gott weiß was aus: auf die Wiborgskajastraße! Es ist eine Kunst, sich so etwas auszudenken. Bringe es lieber fertig, Dir etwas auszudenken, damit ich hier bleiben kann. Ich wohne hier seit acht Jahren und will nicht ausziehn. . .

– Es ist alles erledigt: Du ziehst aus. Ich fahre jetzt gleich zur Gevatterin hin, ich werde mich über die Anstellung ein anderesmal erkundigen. . .

Er wollte gehen.

– Wart', wart', wohin? – hielt Oblomow ihn auf, – ich habe eine noch wichtigere Angelegenheit. Schau mal, was für einen

Brief ich vom Dorfschulzen bekommen habe, und sage, was ich thun soll.

– Was Du für ein Mensch bist! – antwortete Tarantjew, – Du kannst nichts selbst machen. Immer muß ich es sein! Nun, wozu taugst Du denn? Du bist ja kein Mensch, sondern ein Strohsack.

– Wo ist der Brief? Sachar, Sachar! Er hat ihn schon wieder irgendwohin gesteckt! – sagte Oblomow.

– Hier ist der Brief des Dorfschulzen, – sagte Alexejew, den zerdrückten Brief reichend.

– Ja, da ist er, – wiederholte Oblomow und begann laut vorzulesen.

– Was sagst Du dazu? Was soll ich thun! – fragte Ilja Iljitsch, als er fertig war. – Dürre, Zahlungsrückstände. . .

– Du bist ein ganz verlorener Mann, – sagte Tarantjew.

– Warum denn?

– Bist Du es denn nicht?

– Wenn ich ein Verlorener bin, dann sage, was ich thun soll?

– Und was bekomme ich dafür?

– Ich habe ja gesagt, daß es Champagner geben wird; was willst Du denn noch?

– Der Champagner ist für das Wohnungssuchen; ich habe Dich mit Wohlthaten überhäuft, und Du fühlst das nicht und streitest noch; Du bist undankbar! Suche Dir einmal selbst eine Wohnung! Und was das für eine Wohnung ist! Vor allem, wie ruhig Du da leben wirst, wie bei einer leiblichen Schwester. Dann sind zwei Kinder und der ledige Bruder da, ich werde jeden Tag

kommen. . .

– Gut, gut, – unterbrach Oblomow, – sag’ mir jetzt, was ich mit dem Dorfschulzen thun soll?

– Nein, laß außerdem noch Porter holen, dann sag’ ich’s Dir.

– Jetzt willst Du auch noch Porter haben; ist Dir denn das alles noch zu wenig. . .

– Nun, dann adieu, – sagte Tarantjew, wieder seinen Hut aufsetzend.

– Ach, Du mein Gott! Der Dorfschulze schreibt hier, daß die Einnahmen um zwei Tausend geringer sind, und er will noch Porter haben! Nun gut, kaufe Porter.

– Gib noch Geld! – sagte Tarantjew.

– Dir bleibt ja noch der Rest vom Zehnrubelschein!

– Und die Droschke in die Wiborgskajastraße?

Oblomow nahm noch einen Rubel heraus und steckte ihm denselben ärgerlich zu.

– Dein Dorfschulze ist ein Schwindler, das muß ich Dir vor allem sagen, – begann Tarantjew, den Rubel in die Tasche steckend, – und Du glaubst ihm, Du Schlafhaube. Siehst Du, was er für ein Lied singt! Von Dürre, Mißernte, Rückständen und von den fortgelaufenen Bauern. Er lügt, das ist alles gelogen! Ich habe gehört, daß man in unserer Gegend, in Schumilowskoje mit der vorjährigen Ernte alle Schulden bezahlt hat, und bei Dir ist plötzlich Dürre und Mißernte. Und Schumilowskoje ist nur fünfzig Werst von Deinem Gut entfernt; warum ist denn das Getreide dort nicht ausgebrannt? Was er sich noch ausdenkt.



Rückstände! Warum hat er denn nicht aufgepaßt und hat alles vernachlässigt? Woher sind die Rückstände? Gibt es denn in unserer Gegend keine Arbeit oder keinen Absatz? So ein Dieb! Ich würde es ihm schon zeigen! Und die Bauern sind deswegen fortgelaufen, weil er sich von ihnen wohl ordentlich bezahlen lassen hat und ihnen dann zu flüchten erlaubt hat; es ist ihm nicht im Traum eingefallen, dem Kreisrichter zu klagen.

– Das ist unmöglich, – sagte Oblomow, – er gibt sogar die Antwort des Kreisrichters so natürlich wieder. . .

– Ach, Du verstehst gar nichts. Alle Schwindler schreiben natürlich – das kannst Du mir glauben! Da sitzt zum Beispiel – fuhr er auf Alexejew hinweisend fort – eine ehrliche Seele, das reinste Schaf, wird er so natürlich schreiben? – Niemals. Aber sein Verwandter, der ein Schwein und eine Bestie ist, der bringt es fertig. Und auch Du kannst es nicht. Ja, Dein Dorfschulze ist also schon darum eine Bestie, weil er so natürlich und geschickt schreibt. Schau mal, wie er sich die Worte ausgesucht hat: »in ihren früheren Wohnort wieder einsetzen.«

– Was soll ich denn mit ihm thun? – fragte Oblomow.

– Setze ihn sofort ab.

– Wen soll ich denn an seine Stelle setzen? Ich kenne ja die Bauern nicht. Ein anderer wird vielleicht noch schlimmer sein. Ich war schon zwölf Jahre nicht mehr dort.

– Du mußt selbst ins Dorf fahren – das geht nicht anders; verbringe dort den Sommer und komme im Herbst direct in die neue Wohnung. Ich werde schon anordnen, daß sie bis dahin

fertig ist.

– Eine neue Wohnung! Allein aufs Gut fahren! Was für übertriebene Maßregeln Du vorschlägst! – sagte Oblomow unzufrieden. – Nein, um nicht zum Äußersten zu greifen und einen Mittelweg einzuschlagen. . .

– Nun, Bruder Ilja Iljitsch, Du wirst ganz zugrunde gehen. Ich würde an Deiner Stelle das Gut längst verpfändet haben und mir dafür ein anderes oder hier ein Haus an einem guten Platze kaufen; das ist Dein Gut wert. Und dann würde ich auch das Haus verpfänden und mir ein anderes kaufen. . . Wenn ich Dein Gut hätte, würde man schon von mir hören.

– Höre auf zu prahlen und denke Dir etwas aus, wie ich alles erledigen kann, ohne auszuziehen und ohne aufs Gut zu fahren. . .  
– bemerkte Oblomow.

– Wirst Du Dich denn einmal vom Ort rühren? – fragte Tarantjew, – schau dich nur einmal an: wozu taugst Du? Was hat das Vaterland von Dir für einen Nutzen? Du kannst nicht einmal aufs Gut fahren!

– Es ist jetzt noch zu früh hinzufahren, laß mich erst meinen Plan zu Ende bringen. . . Weißt Du, Michej Andreitsch, – sagte Oblomow, – fahre Du hinüber. Du bist mit der Sache vertraut, kennst auch die Gegend; und ich würde mit dem Reisegeld nicht geizen.

– Bin ich denn Dein Verwalter? – entgegnete Tarantjew stolz, – ich bin es auch gar nicht mehr gewohnt, mit Bauern umzugehen.

– Was soll ich denn thun! – sagte Oblomow nachdenklich, – ich weiß wirklich nicht. . .

– Schreibe doch dem Kreisrichter: frag' ihn, ob ihm der Dorfschulze von den flüchtigen Bauern erzählt hat? – rieth Tarantjew, – und bitte ihn, bei Gelegenheit auf Dein Gut zu kommen; schreibe auch dem Gouverneur, er soll dem Kreisrichter auftragen, ihm mitzutheilen, wie sich der Dorfschulze benimmt. »Ich bitte Euer Wohlgeboren um väterliche Theilnahme, schauen Sie mit barmherzigem Auge auf das mir drohende, unabwendbare Unglück herab, das durch die eigenmächtige Handlungsweise des Dorfschulzen verursacht wurde, auf den endgiltigen Ruin, dem ich mit meiner Frau und meinen unmündigen, ohne jede Aufsicht und ohne ein Stück Brot zurückbleibenden zwölf Kindern rettungslos ver falle. . .

Oblomow lachte.

– Woher werde ich soviel Kinder hernehmen, wenn man verlangt, daß ich sie zeigen soll? – fragte er.

– Schreibe nur: mit meinen zwölf Kindern; man wird das hingehen lassen und wird keine Erkundigungen einziehen, das wird »natürlich« klingen. . . . Der Gouverneur wird den Brief seinem Secretär übergeben, und Du schreibst zu gleicher Zeit auch ihm, natürlich mit einer entsprechenden Einlage – er wird dann die nöthigen Anordnungen treffen. Und bitte auch Deine Nachbarn darum, wen hast Du dort?

– Dobrinin ist dort in der Nähe, – sagte Oblomow, – ich habe ihn hier oft gesehen; er ist jetzt dort.

– Schreibe auch ihm, bitte ihn recht schön darum: »Sie werden mir dadurch einen unschätzbaren Dienst erweisen und werden mich, wenn Sie als Christ, als Freund und als Nachbar handeln, sehr verpflichten;« und lege diesem Brief irgendein Petersburger Geschenk . . . vielleicht Cigarren bei. So mußt Du handeln, wenn Du etwas verstehen willst. Du bist ein verlorener Mensch! Ich würde meinen Dorfschulzen schon tanzen lassen, ich würde es ihm zeigen! Wann geht die Post dorthin?

– Übermorgen.

– Setz' Dich also hin und schreibe sofort.

– Die Post geht ja erst übermorgen, warum soll ich denn gleich schreiben? – bemerkte Oblomow, – das kann ich ja auch morgen thun. Und höre einmal, Michej Andreitsch, – fügte er hinzu, – führe Deine »Wohlthaten« zu Ende; ich werde noch irgendeinen Fisch oder Geflügel zum Mittagessen bestellen.

– Was denn noch?

– Setz' Dich hin und schreibe. Wie viel Zeit brauchst Du denn, um drei Briefe zu verfassen? Du erzählst das so »natürlich« . . . – fügte er, ein Lächeln verbergend, hinzu, – und Iwan Alexeitsch würde es abschreiben. . .

– He! Was sind das für Einfälle? antwortete Tarantjew, – ich soll schreiben! Ich schreibe sogar im Amt schon seit drei Tagen nicht; so wie ich mich hinsetze, fängt mein linkes Auge zu thränen an; ich bin wohl in den Zug gekommen, und auch der Nacken wird mir steif, wenn ich mich bücke. . . . Ach, Du Faulpelz! Du gehst zu Grunde, Bruder Ilja Iljitsch, und das für

nichts und wieder nichts!

– Ach, wenn doch Andrej bald kommen würde! sagte Oblomow, – er würde alles in Ordnung bringen.

– Was Du Dir für einen Wohlthäter ausgesucht hast! – unterbrach ihn Tarantjew, – einen verfluchten Deutschen, einen durchtriebenen Schwindler! . . .

Tarantjew hatte den Ausländern gegenüber einen instinctiven Widerwillen; in seinen Augen war ein Franzose, ein Deutscher, ein Engländer gleichbedeutend mit Schuft, Betrüger, Übervorthailer oder Räuber. Er machte nicht einmal einen Unterschied zwischen den Nationen, sie waren in seinen Augen alle gleich.

– Hör' einmal, Michej Andreitsch, – sagte Oblomow strenge, – ich möchte Dich bitten, in Deinen Ausdrücken vorsichtiger zu sein, besonders wenn Du von einem mir nahestehenden Menschen sprichst. . . .

– Von einem nahestehenden Menschen! – entgegnete Tarantjew haßerfüllt, – ist er denn mit Dir verwandt? Er ist doch ein Deutscher.

– Er steht mir näher als alle Verwandten; ich bin mit ihm zusammen aufgewachsen, habe mit ihm gelernt und werde solche Schimpfworte nicht erlauben. . . .

Tarantjew wurde purpurroth vor Zorn.

– Ah! Wenn Du mich durch einen Deutschen ersetzest, – sagte er, – kommt mein Fuß nie mehr über Deine Schwelle.

Er setzte den Hut auf und wandte sich der Thür zu. Oblomow

besänftigte sich sofort.

– Du solltest in ihm meinen Freund ehren und Dich über ihn vorsichtiger ausdrücken – das ist alles, was ich verlange; ich glaube, das ist kein so großer Dienst! – sagte er.

– Einen Deutschen ehren? – sagte Tarantjew mit der größten Verachtung, – wofür denn?

– Ich habe Dir schon gesagt, wenigstens dafür, daß er mit mir zusammen aufgewachsen ist und mit mir zusammen gelernt hat.

– Das will viel heißen! Man hat mit vielen zusammen gelernt!

– Wenn er hier wäre, hätte er mich schon längst von allen Scherereien befreit, ohne dafür Porter oder Champagner zu verlangen. . . – sagte Oblomow.

– So! Du machst mir Vorwürfe! So mag der Teufel Dich zugleich mit Deinem Porter und Champagner holen! Da hast Du das Geld. . . . Wo hab' ich es hingelegt? Ich habe ganz vergessen, wohin ich diese verfluchten Scheine hingesteckt habe.

Er zog irgendein fettiges, beschriebenes Papier hervor.

– Nein, das sind sie nicht! . . . . – sagte er – Wo hab ich sie hingelegt? . . . .

Er durchstöberte seine Taschen.

– Müh' Dich nicht so ab, laß das! – sagte Oblomow, – ich werfe Dir nichts vor, ich bitte Dich nur, von einem Menschen, der für mich so viel gethan hat, auf eine anständigere Art zu sprechen. . . .

– Der für Dich so viel gethan hat, – entgegnete Tarantjew zornig. – Wart' nur, er wird noch mehr für Dich thun, – höre nur

auf ihn!

– Warum sagst Du mir das?

– Wenn Dich Dein Deutscher ausgeraubt haben wird, dann wirst Du wissen, ob man einen Russen, einen Landsmann, durch irgendeinen Landstreicher ersetzt . .

– Hör' einmal, Michej Andreitsch . . . – begann Oblomow.

– Ich habe schon genug gehört, ich habe schon genug Kränkungen von Dir erduldet! Gott sieht, wie oft Du mich beleidigt hast . . . Sein Vater hat in Sachsen wohl nicht einmal Brot genug gehabt, und ist dann hergekommen, um hier seine Nase zu rümpfen.

– Warum läßt Du die Todten nicht in Ruh? Was hat der Vater verschuldet?

– Sie haben beide Schuld, der Vater und der Sohn, – sagte Tarantjew düster. – Mein Vater hat mir nicht ohne Grund gerathen, diesen Deutschen aus dem Wege zu gehen, und er hat doch genug Menschen in seinem Leben gesehen!

– Warum gefällt Dir z.B. der Vater nicht? – fragte Ilja Iljitsch.

– Weil er ohne Mantel und Galoschen in unser Gouvernement gekommen ist und dann dem Sohne auf einmal so viel vermacht hat; was heißt das?

– Er hat dem Sohne nur vierzig Tausend zurückgelassen. Das hat er zum Theile als Mitgift von seiner Frau erhalten und das andere hat er sich dadurch erworben, daß er die Kinder unterrichtet und das Gut verwaltet hat; er hat einen hohen Gehalt bezogen . . Du siehst, daß der Vater ganz unschuldig ist. Was hat

denn jetzt der Sohn verbrochen?

– Das ist ein lieber Bursch! Er hat aus den vierzig Tausend des Vaters plötzlich ein Capital von dreihundert Tausend gewonnen, hat im Amt den Hofrathstitel erreicht und ist außerdem gelehrt . . . Jetzt reist er noch dazu herum! Er muß überall mit dabei sein! Wird denn ein echter, guter Russe das alles thun? Ein Russe wird sich irgendetwas auswählen und wird dabei langsam, bedächtig und allmählich vorgehen, nicht so wie dieser da! Wenn er noch bei der Accise wäre, dann wäre es ja begreiflich, wovon er reich geworden ist; er hat aber auch das nicht gemacht, es ist alles so gekommen, als hätte es der Wind hereingeblasen! Das ist nicht ganz richtig zugegangen! Ich würde solche Leute dem Gerichte übergeben! Und jetzt treibt er sich Gott weiß wo herum! – fuhr Tarantjew fort. – Warum reist er in fremden Ländern herum?

– Er will lernen, alles sehen und wissen.

– Lernen! Hat er denn noch zu wenig gelernt? Was will er denn lernen? Er lügt, glaube ihm nicht; er betrügt Dich vor Deinen Augen, wie Dein Dorfschulze. Was er da glauben machen will? Wird denn ein Hofrath lernen! Du hast in der Schule gelernt, lernst Du aber jetzt? Lernt denn er? (Er zeigte auf Alexejew.) Oder sein Verwandter? Welche anständigen Leute lernen denn? Sitzt er denn dort in einer deutschen Schule und lernt seine Aufgaben? Er lügt! Ich habe gehört, er ist hingefahren, sich eine Maschine anzuschauen und zu bestellen. Das wird wohl ein Schraubenstock für russisches Geld sein! Ich würde ihn ins



Gefängnis stecken . . . Er hat auch mit Actien zu thun . . . O, diese Actien sind nichts als Schwindel!

Oblomow lachte auf.

– Was grinst Du? Habe ich denn nicht recht? – sagt Tarantjew.

– Lassen wir das! – unterbrach ihn Ilja Iljitsch. – Geh' in Gottes Namen, wohin Du wolltest und ich werde mit Iwan Alexeitsch alle diese Briefe aufschreiben und werde versuchen, meinen Plan rasch aufzuzeichnen. Das geht dann auf einen Schlag . .

Tarantjew gieng ins Vorzimmer, kam aber plötzlich zurück.

– Ich habe ganz vergessen! Ich bin heute früh mit der Absicht fortgegangen, Dich um etwas zu bitten, – begann er schon gar nicht mehr grob. – Man hat mich für morgen zu einer Hochzeit eingeladen. Rokotow heiratet. Laß mich Deinen Frack anziehen, Landsmann; der meinige ist ein wenig schäbig . . .

– Aber das geht ja nicht! – sagte Oblomow, bei dieser neuen Forderung die Brauen furchend, – mein Frack paßt Dir ja nicht . . .

– Er paßt mir; wieso sollte er mir nicht passen! unterbrach ihn Tarantjew. – Erinnerst Du Dich, ich habe Deinen Rock anprobiert; er war wie für mich genäht! Sachar! Sachar! Komm 'mal her, altes Rindvieh!

Sachar brummte wie ein Bär, kam aber nicht.

– Rufe ihn, Ilja Iljitsch. Schau, wie er ist! – klagte Tarantjew.

– Sachar! – rief Oblomow.

– O, daß euch alle . . – ertönte es im Vorzimmer zugleich mit

dem Sprung von der Ofenbank.

– Nun, was wollen Sie? – fragte er, sich an Tarantjew wendend.

– Gib meinen schwarzen Frack her! – befahl Ilja Iljitsch, – Michej Andreitsch wird schauen, ob er ihm paßt; er muß morgen zu einer Hochzeit gehen . . .

– Ich gebe den Frack nicht her, – sagte Sachar mit Bestimmtheit.

– Wie wagst Du es, wenn Dein Herr Dir befiehlt? – schrie Tarantjew. – Warum steckst Du ihn nicht in den Narrenthurm, Ilja Iljitsch?

– Das fehlte noch, den alten Mann in den Narrenthurm zu stecken! Sachar, gib den Frack her, sei nicht eigensinnig!

– Ich gebe ihn nicht her! – sagte Sachar kühl, – er soll uns zuerst unsere Weste und unser Hemd zurückgeben, die sind jetzt schon fünf Monate dort auf Besuch. Er hat es ebenso wie jetzt zu einem Namenstag genommen, und wir haben die Sachen nicht wieder gesehen. Ich gebe den Frack nicht her!

– Nun Adieu! Zum Teufel mit euch! – schloß Tarantjew zornig und wandte sich zur Thür, indem er Sachar mit der Faust drohte. – Vergiß also nicht, Ilja Iljitsch, ich miete für Dich die Wohnung, hörst Du? – fügte er hinzu.

– Nun gut, gut! – sagte Oblomow ungeduldig, um ihn nur los zu werden.

– Schreibe unterdessen alles so, wie es sich gehört, – sprach Tarantjew weiter, – und unterlasse es nicht, dem Gouverneur

mitzutheilen, daß Du zwölf Kinder hast, »eines kleiner als das andere.« Und um fünf Uhr soll die Suppe auf dem Tisch sein! Warum hast Du keine Piroge bestellt?

Doch Oblomow schwieg; er hörte ihm schon längst nicht mehr zu und dachte mit geschlossenen Augen an etwas anderes.

Als Tarantjew fort war, herrschte im Zimmer zehn Minuten lang eine absolute Stille. Oblomow war durch den Brief des Dorfschulzen und die bevorstehende Übersiedlung verstimmt und außerdem durch Tarantjews Schwadronieren ermüdet. Endlich seufzte er auf.

– Warum schreiben Sie denn nicht? – fragte Alexejew leise, – ich würde Ihnen die Feder beschneiden.

– Beschneiden Sie sie und gehen Sie dann in Gottes Namen irgendwohin! sagte Oblomow. – Ich werde damit selbst fertig werden und Sie werden es am Nachmittag abschreiben.

– Aber gewiß, – antwortete Alexejew. – Ich könnte Sie sonst noch wirklich irgendwie stören . . . Und ich werde unterdessen die Botschaft bringen, man möchte auf uns nicht warten, um nach Jekaterinhof zu fahren. Adieu, Ilja Iljitsch!

Doch Ilja Iljitsch hörte nichts; er hatte die Beine hinauf gezogen, lag jetzt beinahe im Sessel und versank mit trauriger Miene halb in Schlummer und halb in seine Gedanken.

## V

Oblomow, Edelman von Geburt, Collegiensecretär von Rang, lebt seit zwölf Jahren beständig in Petersburg.

Früher, als seine Eltern noch am Leben waren, hatte er weniger Räume, nahm nur zwei Zimmer ein und begnügte sich mit dem einen Diener Sachar, den er sich aus dem Gut mitgebracht hatte. Doch nach dem Tode des Vaters und der Mutter war er der einzige Besitzer von dreihundertfünfzig Seelen, die er in einem der entlegensten Gouvernements, beinahe in Asien, geerbt hatte. Er bekam jetzt statt fünf, sieben bis zehn Tausend Rubel Jahresrente, und sein Leben spielte sich von nun an in einem andern, größeren Rahmen ab. Er mietete sich eine größere Wohnung, fügte zu seinem Dienstbotenetat einen Koch hinzu und hielt sogar eine Zeitlang ein Paar Pferde. Damals war er noch jung und wenn man auch nicht behaupten kann, daß er lebhaft war, war er doch wenigstens lebhafter als jetzt; er war noch von verschiedenen Bestrebungen erfüllt, hoffte immer auf etwas, erwartete viel vom Schicksal und von sich selbst, bereitete sich immer zu einer Laufbahn, zu irgendeiner Thätigkeit vor – vor allem natürlich innerhalb seiner Amtsstellung, die ja auch das Ziel seiner Reise nach Petersburg war. Dann hatte er vor, auch in der Gesellschaft eine gewisse Rolle zu spielen. Endlich, in der entfernten Perspective des Überganges der Jugend in ein gesetztes Alter, schwebte seiner Phantasie ein verlockendes,

glückliches Familienleben vor. Aber ein Tag folgte dem anderen, die Jahre flogen hin, der Flaum um sein Kinn wurde zu einem struppigen Bart, die strahlenden Augen verwandelten sich in zwei trübe Punkte, die Gestalt rundete sich, das Haar begann unbarmherzig auszugehen, er vollendete sein dreißigstes Jahr, und er war auf keinem einzigen Gebiete auch nur um einen Schritt nach vorwärts gerückt und stand noch immer an der Schwelle seiner Laufbahn, dort, wo er sich vor zehn Jahren befunden hatte.

Das Leben zerfiel in seinen Augen in zwei Hälften: die eine davon setzte sich aus Arbeit und Langeweile zusammen; die zweite aus Ruhe und friedlicher Fröhlichkeit. Infolge dessen machte ihn seine wichtigste Laufbahn – das Amt – in der ersten Zeit auf eine sehr unangenehme Weise stutzig.

Er war in dem Innern der Provinz inmitten der sanften und gefühlvollen Sitten und Gebräuche der Heimat aufgewachsen, kam im Laufe von zwanzig Jahren nicht aus den Umarmungen der Verwandten, Freunde und Bekannten heraus, und war so von Familiensinn durchdrungen, daß er sich auch sein künftiges Amt in der Art irgendeiner Familienbeschäftigung vorstellte, etwa in der Form des trägen Notierens der Einkünfte und Ausgaben, wie sein Vater es that. Er glaubte, die Beamten irgendeines Ortes bildeten einen intimen, innigen Familienkreis, der sich unermüdlich um die Ruhe und das Vergnügen seiner Mitglieder sorgte, daß der Dienst in dem Amt durchaus keine obligatorische Gewohnheit wäre, an die man sich täglich zu halten hätte, und

daß nasses Wetter, Hitze oder einfach eine Verstimmtheit immer eine genügende und gesetzliche Ursache wären, um nicht ins Amt zu gehen. Aber wie sehr kränkte es ihn zu sehen, daß mindestens ein Erdbeben sich einstellen müßte, damit ein gesunder Beamter nicht ins Amt zu gehen brauchte; in Petersburg kommen aber leider keine Erdbeben vor, eine Überschwemmung könnte zwar auch als Hindernis dienen, doch auch das passiert selten.

Oblomow wurde noch nachdenklicher, als vor seinen Augen Pakete mit der Aufschrift »eilig« und »sehr eilig« vorbeiflimmerten, als man ihm allerlei Erkundigungen und Excerpte auftrag und zweifingerdicke Hefte vollzuschreiben befahl, die man wie zum Hohn Notizen nannte.

Außerdem mußte alles sehr schnell gehen, alle hatten es so eilig und gönnten sich gar keine Ruhe; so wie sie mit einer Sache fertig waren, stürzten sie mit einem wahren Ingrimme über eine andere her, als ob gerade diese die Hauptsache wäre, wenn sie aber damit fertig waren, verfiel auch sie der Vergessenheit und es wurde eine dritte Angelegenheit vorgenommen und so gieng es bis in die Unendlichkeit fort! Ein paarmal weckte man ihn in der Nacht und ließ ihn »Notizen« schreiben oder man holte ihn, wenn er auf Besuch war, durch einen Boten ab – und das wieder der Notizen wegen. Das alles erweckte in ihm große Angst und Langeweile. »Wann soll man denn leben? wann leben?– flüsterte er bange.

Als er noch zu Hause war, hatte er gehört, der Chef sei der Vater seiner Beamten, und machte sich eine sehr

rosige Vorstellung von demselben, indem er ihn fast für einen Verwandten ansah. Er dachte sich, er sei ein zweiter Vater, der nur für das eine lebt, wie er seine Beamten mit und ohne Ursache ununterbrochen belohnen könnte und der sich nicht nur um ihre Bedürfnisse, sondern auch um ihre Vergnügungen sorgt. Ilja Iljitsch dachte, der Chef müßte sich in die Lage seines Beamten so hineinversetzen, daß er ihn besorgt fragen würde, wie er in der Nacht geschlafen habe, warum seine Augen trüb seien und ob er Kopfschmerzen habe? Doch er war gleich am ersten Tag seines Dienstes bitter enttäuscht. Mit der Ankunft des Chefs begann ein Hin- und Herrennen, ein Trubel, alle wurden verwirrt, stießen einander um, manche zupften sich ihre Kleider zurecht, in der Befürchtung, nicht anständig genug auszuschauen, um sich dem Chef zu zeigen.

Oblomow bemerkte späterhin, daß das alles darauf zurückzuführen war, daß es Chefs gab, welche in dem bis zur Blödsinnigkeit erschrockenen Gesicht des Beamten, der ihnen entgegenrannte, nicht nur Achtung sich gegenüber, sondern auch Dienstfeier und manchmal sogar Begabung sahen. Ilja Iljitsch brauchte sich vor seinem Chef nicht so zu fürchten, da dieser ein gutmüthiger Mensch mit angenehmen Manieren war, er hatte noch nie jemand Böses gethan, die Beamten waren vollkommen zufrieden und wünschten sich nichts Besseres. Niemand hatte ihn jemals etwas Unangenehmes sagen, schreien oder lärmern gehört; er verlangte nie etwas, er bat immer. Er bat eine Angelegenheit zu erledigen, er bat, man möchte ihn besuchen, er bat auch,

man möchte sich verhaften lassen. Er duzte nie jemand, er sagte zu allen Sie, jedem einzelnen Beamten und allen zusammen. Doch alle seine Untergebenen wurden in seiner Anwesenheit befangen; sie beantworteten seinen freundlichen Blick nicht mit ihrer eigenen, sondern mit einer fremden Stimme, mit welcher sie sonst niemals sprachen. Auch Ilja Iljitsch wurde plötzlich befangen, ohne zu wissen weshalb, wenn der Chef ins Zimmer trat, und auch verlor er seine eigene Stimme und bekam eine andere, dünne und häßliche, sobald der Chef ihn anredete.

Ilja Iljitsch stand auch trotz des gutmüthigen, nachsichtigen Chefs sehr viel Angst und Langeweile im Dienste aus. Gott weiß, was aus ihm geworden wäre, wenn er einen strengen und anspruchsvollen Vorgesetzten über sich hätte! Oblomow blieb mit Mühe und Noth zwei Jahre lang im Amt; vielleicht würde er auch noch ein drittes ertragen haben, um einen höheren Rang zu kommen, aber ein besonderer Fall nöthigte ihn, den Dienst früher zu verlassen. Er schickte eines Tages ein wichtiges Papier statt nach Astrachan nach Archangelsk. Die Sache kam ans Licht; man begann nach dem Schuldigen zu suchen. Alle anderen erwarteten neugierig, der Chef würde Oblomow kommen lassen und ihn ruhig und kühl fragen, ob er das Document nach Archangelsk fortgeschickt habe, und alle waren darauf gespannt, mit welcher Stimme Ilja Iljitsch ihm antworten würde. Einige meinten, er würde gar nicht antworten, die Stimme würde ihm versagen. Beim Anblicke der andern wurde Ilja Iljitsch selbst von Angst erfaßt, trotzdem er zugleich mit allen anderen wußte,



der Chef würde sich auf einen Verweis beschränken; doch sein eigenes Gewissen war viel strenger als die zu erwartende Rüge. Oblomow wartete die verdiente Strafe nicht ab, sondern gieng nach Hause und schickte ein ärztliches Attest.

Dieses Attest lautete: »Ich, der Gefertigte, bezeuge mit der Beidrückung meines Siegels, daß der Collegiensecretär Ilja Oblomow mit Herzverfettung und der Erweiterung der linken Herzenskammer behaftet ist (Hypertrophia cordis cum dilatatione ejus ventriculi sinistri), und außerdem ein chronisches Leberleiden hat, (Chepatitis), das sich gefährlich zu entwickeln droht und sowohl die Gesundheit als auch das Leben des Kranken schädigen könnte; die darauf hinweisenden Anfälle werden wohl durch den täglichen Amtsdienst verursacht. Darum halte ich es, um diesen krankhaften Anfällen vorzubeugen und dieselben zu beschwichtigen, für nothwendig, Herrn Oblomow den Dienst vorläufig zu verbieten und ihm überhaupt das Vermeiden jeder geistigen Arbeit und jeder Thätigkeit vorzuschreiben.«

Doch das half nur für einige Zeit: er mußte ja einmal wieder gesund werden – und dann folgte wieder das tägliche Versehen seines Amtes. Oblomow konnte das nicht länger ertragen und suchte um seine Entlassung an. So schloß seine amtliche Thätigkeit, um niemals wieder aufgenommen zu werden.

Seine gesellschaftliche Laufbahn wollte ihm besser gelingen. In den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Petersburg, in seiner ersten Jugend, belebten sich seine ruhigen Gesichtszüge häufiger, die Augen leuchteten lange vor Lebensfeuer, ihnen entströmten

Strahlen von Licht, von Hoffnung und von Kraft. Er regte sich wie die andern auf, hoffte, freute sich über jede Kleinigkeit und litt auch um einer jeden Kleinigkeit willen. Doch das war schon lange her, noch in jener zarten Periode, in welcher man in jedem Nebenmenschen einen aufrichtigen Freund sieht, sich fast in jede Frau verliebt und bereit ist, einer jeden Hand und Herz anzubieten, was manche auch erfüllen, um dann das ganze übrige Leben darüber zu trauern. In diesen seligen Tagen fielen auch Ilja Iljitsch nicht wenig weiche, sammtene, ja selbst leidenschaftliche Blicke aus den Augen der Schönen zu, außerdem sehr häufig ein vielversprechendes Lächeln, zwei, drei unprivilegierte Küsse und noch mehr freundschaftliche Händedrucke, die bis zu Thränen schmerzten.

Er ließ sich übrigens niemals von den Schönen gefangennehmen, war niemals ihr Slave, und nicht einmal ihr sehr fleißiger Anbeter, schon deshalb nicht, weil mit der Annäherung an Frauen viel Scherereien verbunden sind. Oblomow beschränkte sich häufiger auf ein Anbeten aus der Ferne, in ehrerbietiger Entfernung. Das Schicksal führte ihn selten in der Gesellschaft mit einer Frau so zusammen, daß er für ein paar Tage aufflammen und sich verliebt halten konnte. Infolge dessen entwickelten sich seine Liebesverhältnisse nicht zu Romanen. Sie blieben gleich im Anfang stehen und ließen sich an Unschuld, Einfachheit und Reinheit von der Liebe irgendeiner erwachsenen Pensionärin nicht überbieten.

Am meisten mied er jene bleichen, traurigen Jungfrauen,

die größtentheils schwarze Augen haben, in denen sich »die qualvollen Tage und nicht ganz schuldlosen Nächte« widerspiegeln, Jungfrauen, mit von niemand gekannten Leiden und Freuden, mit blauen Ringen unter den Augen, Jungfrauen, die immer etwas anzuvertrauen und zu sagen haben und die, wenn es dazu kommt, erbeben, in plötzliche Thränen ausbrechen, dann den Hals des Freundes plötzlich mit den Armen umschlingen, ihm lange in die Augen, dann auf den Himmel schauen und sagen, daß ihr Leben von einem Fluch bedroht sei und manchmal in Ohnmacht fallen. Er wich ihnen ängstlich aus. Seine Seele war noch rein und jungfräulich; sie erwartete vielleicht ihre Liebe, ihre Zeit, ihre pathetische Leidenschaft und später hörte sie mit den Jahren scheinbar warten auf und verzweifelte.

Ilja Iljitsch verabschiedete sich noch kühler von dem Haufen seiner Freunde. Gleich nach dem ersten Brief des Dorfschulzen von den Rückständen und der Mißernte vertauschte er seinen nächsten Freund, den Koch, mit einer Köchin, verkaufte dann die Pferde und schickte dann seine übrigen »Freunde« fort.

Fast nichts übte auf ihn eine genügende Anziehungskraft aus, um ihn aus dem Hause herauszulocken, und er setzte sich mit jedem Tage immer mehr und ständiger in seiner Wohnung fest.

Zuerst fiel es ihm schwer, den ganzen Tag angekleidet zu verbringen, dann wurde er zu faul auswärts zu speisen, außer bei sehr nahen Bekannten, meistens bei ledigen Kameraden, bei denen man die Cravatte ausziehen und die Weste aufknöpfen

durfte, es sich sogar »bequem« machen und eine Stunde lang schlafen konnte. Bald wurden ihm auch die Abende lästig. Er mußte einen Frack anziehen und sich täglich rasieren. Er hatte irgendwo gelesen, nur die Morgendünste wären gesund, während die Abenddünste schadeten, und begann sich vor Nässe zu fürchten. Trotz allen diesen Grillen gelang es seinem Freunde Stolz, ihn unter Menschen zu bringen, aber Stolz verreiste oft aus Petersburg nach Moskau, nach Nischnij-Nowgorod, in die Krim und auch ins Ausland, und ohne ihn gab sich Oblomow gänzlich seiner Abgeschlossenheit und Einsamkeit hin, aus welcher ihn nur etwas Außerordentliches, das sich vom gewöhnlichen Gang seines Lebens scharf abhob, aufscheuchen konnte; doch etwas Ähnliches kam nicht vor und war auch nicht vorauszusehen.

Außerdem war zu ihm mit den Jahren eine kindische Schüchternheit zurückgekehrt, und weil er die verschiedenartigen äußeren Erlebnisse nicht mehr gewohnt war, erwartete er von allem, was außerhalb der Sphäre seines äußeren Lebens lag, Gefahr und alles Böse.

Ihn erschreckte z.B. nicht der Riß im Plafond seines Schlafzimmers. Er hatte sich daran gewöhnt; es fiel ihm auch nicht ein, daß die stets eingeschlossene Luft seines Zimmers und das beständige Zuhause sitzen für seine Gesundheit beinahe verderblicher waren, als die nächtliche Feuchtigkeit, und daß die tägliche Überfüllung des Magens eine Art von progressivem Selbstmord bedeutete. Doch er hatte sich daran gewöhnt und fürchtete das alles nicht. Doch Bewegung, Leben,

viele Menschen und Trubel waren ihm etwas Ungewohntes. Er fühlte sich in der Menschenmenge beengt, er stieg mit der schwankenden Hoffnung, glücklich ans Ufer zu gelangen ins Boot, und erwartete, wenn er im Wagen fuhr, die Pferde würden scheu werden und umschmeißen. Manchmal überfiel ihn eine nervöse Angst. Er fürchtete sich vor der ihn umgebenden Stille und wußte oft selber nicht, warum es ihn kalt überlief. Es kam vor, daß er ängstlich in eine dunkle Ecke schielte, in der Erwartung, seine Phantasie würde ihm einen Streich spielen, und ihm eine übernatürliche Erscheinung zeigen.

Das war das Ende seiner gesellschaftlichen Laufbahn. Er wies mit einer trägen Handbewegung alle seine Jugendhoffnungen von sich, die ihn betrogen hatten oder die er betrogen hatte, all die zarten, traurigen und lichten Erinnerungen, die manchen das Herz noch im Alter klopfen machen.

## VI

Was machte er denn zu Hause? Las er? Schrieb er? Lernt er? Ja, wenn ihm ein Buch oder eine Zeitung in die Hand kam, las er. Wenn er von irgendeinem merkwürdigen Werk hörte, erwacht in ihm der Wunsch es kennen zu lernen; er sucht danach, bittet, ihm das Buch zu bringen, und wenn man es bald bringt, nimmt er es vor und beginnt sich eine Vorstellung über den Gegenstand zu bilden; nur noch ein einziger Schritt und er würde denselben beherrschen, wenn man aber nach einer Weile hinsieht, ruht er schon wieder, apathisch auf die Zimmerdecke blickend, und das Buch liegt, nicht zu Ende gelesen und unverstanden, neben ihm. Die Abkühlung erfaßte ihn noch schneller als die Begeisterung. Er kehrte nie mehr zum verlassenen Buch zurück. Und dabei hatte er wie die andern, wie alle, bis zum fünfzehnten Jahr im Pensionat gelernt; dann entschlossen sich die alten Oblomow nach langem Kampf Iljuscha nach Moskau zu schicken, wo er, er wollte oder nicht den Lehrcursus bis zu Ende verfolgen mußte. Sein schüchterner, apathischer Charakter hinderte ihn daran seine Faulheit und seine Launen vor fremden Leuten, in der Schule, wo man zu Gunsten von verwöhnten Muttersöhnchen keine Ausnahme machte, ganz zu äußern. Er saß nothgedrungen in gerader Haltung in der Classe da, hörte zu, was die Lehrer sagten, weil er nicht anders durfte, und lernte mit Mühe, schwitzend und seufzend seine Aufgaben.

Er überschritt niemals die Zeile, unter welcher der Lehrer mit dem Nagel einen Strich gezogen hatte, stellte ihm keinerlei Fragen und forderte keinerlei Erklärungen. Er begnügte sich damit, was im Heft stand und äußerte auch dann keine lästige Neugierde, wenn er nicht alles verstand, was er hörte und lernte. Wenn es ihm irgendwie gelang, ein Buch, das Statistik, Geschichte, politische Ökonomie hieß, zu bewältigen, war er ganz zufrieden. Wenn ihm aber Stolz Bücher brachte, welche er noch außer dem Gelernten lesen sollte, blickte Oblomow ihn lange schweigend an. »Auch Du Brutus bist gegen mich,« sagte er seufzend und nahm die Bücher vor. Ein so übermäßiges Lesen erschien ihm unnatürlich und lästig. »Wozu sind denn alle diese Hefte, auf welche man eine Menge Papier, Zeit und Tinte verwendet? Wozu sind die Schulbücher? Wozu sind endlich die sechs, sieben Jahre des Einsiedlerthums, all die Strenge, die Strafen, das Einsperren und Quälen mit Aufgaben, das Verbot zu laufen, herumzutollen und lustig zu sein, wenn noch nicht alles zu Ende ist?« »Wann soll man denn leben?« – fragte er sich wieder. »Wann soll man denn endlich dieses Wissenscapital, dessen größten Theil man im Leben gar nicht verwenden kann, in Umsatz bringen? Was werde ich zum Beispiel mit politischer Ökonomie, mit Algebra und Geometrie in Oblomowka anfangen?« Und die Geschichte macht einen nur niedergeschlagen. Man lernt und liest, daß die Stunde der Trübsal gekommen ist, daß der Mensch unglücklich ist; er sammelt seine Kräfte, arbeitet, läuft hin und her, leidet furchtbar und müht

sich ab, und das alles, um sich lichte Tage vorzubereiten. Jetzt kommen sie, und die Geschichte könnte ausrasten. Aber nein, es kommen wieder Wolken, das Gebäude stürzt zusammen, man muß wieder arbeiten und sich abmühen. . . Die lichten Tage bleiben nicht, sie flüchten, und das Leben fließt und fließt immerzu weiter und wird immer wieder umgebaut.

Die ernste Lectüre ermüdete ihn. Den Denkern gelang es nicht, in ihm den Durst nach beschaulichen Wahrheiten wachzurufen. Aber die Dichter packten ihn mächtig, und er wurde dabei ein Jüngling wie alle. Auch für ihn kam der glückliche, niemand versagte Augenblick des Lebens, wo die Kräfte aufblühen, die Hoffnung auf das Sein, der Wunsch des Guten, der Thaten und Wagnisse erwacht, die Epoche des Herzklopfens, des gesteigerten Pulses; des Bebens, der begeisterten Reden und süßen Thränen, Verstand und Herz läuterten sich. Er schüttelte die Schläfrigkeit von sich ab, die Seele verlangte nach Thätigkeit. Stolz verhalf ihm dazu, diesen Moment um so viel zu verlängern, als es für seine Natur, wie sein Freund sie besaß, nur irgend möglich war. Er ertappte Oblomow bei den Dichtern und hielt ihn im Laufe von anderthalb Jahren im Bann des Gedankens und der Wissenschaft. Er nützte den jugendlichen Aufschwung aus, schloß in das Lesen der Dichter außer dem Genuß neue Ziele ein, wies ihn mit einer gewissen Strenge auf die in der Ferne liegenden Wege ihres Lebens hin und riß ihn mit sich in die Zukunft. Beide regten sich auf, weinten und versprachen einander feierlich, einen vernünftigen



und lichten Weg zu wählen. Stolz' jugendliches Feuer steckte Oblomow an, und er verging vor Sehnsucht nach Arbeit, nach einem fernen, aber verlockenden Ziel.

Doch die Blüte des Lebens entfaltete sich ohne Früchte tragen. Oblomow wurde nüchtern und las nur manchmal, auf den Rath von Stolz hin, das eine oder das andere Buch, doch er that es nicht auf einen Zug, nicht plötzlich und ohne Gier, er ließ Augen nur träge den Zeilen folgen. Wie interessant die Stelle, die er las, auch sein mochte, wenn ihn aber die Stunde des Speisens oder Schlafens dabei antraf, legte er das Buch mit dem Einband nach oben hin und gieng Mittag essen oder löschte die Kerze aus und gieng schlafen. Wenn man ihm den ersten Band gab, verlangte er, als er damit fertig war, nicht nach dem zweiten, wenn man ihm aber denselben brachte, las er ihn langsam zu Ende. Später konnte er nicht einmal den ersten Band bewältigen, sondern verbrachte den größten Theil seiner freien Zeit damit, daß er seine Ellbogen auf den Tisch legte und darauf den Kopf stützte, manchmal gebrauchte er statt der Ellbogen das Buch, welches Stolz ihm aufgedrängt hatte.

So beschloß Oblomow seine wissenschaftliche Laufbahn. Der Tag, an welchem er seine letzte Vorlesung hörte, bildete die Herkulesssäulen seiner Gelehrsamkeit. Der Director der Anstalt zog durch seine Unterschrift auf dem Diplom denselben Strich, den der Lehrer früher mit seinem Nagel im Buch gezeichnet hatte, und unser Held hielt es für unnöthig, seine wissenschaftlichen Bestrebungen diese Grenze überschreiten

zu lassen. Sein Hirn bildete ein compliciertes Archiv von todtten Begebenheiten, Personen, Epochen, Ziffern, Religionen, zusammenhanglosen, socialwissenschaftlichen, mathematischen und anderen Wahrheiten, Aufgaben, Theorien u. s. w. Das war eine Bibliothek, die aus einzelnen, verschiedenen Bänden über alle Gebiete des Wissens bestand.

Das Lernen hatte auf Ilja Iljitsch eine seltsame Wirkung ausgeübt: für ihn lag zwischen der Wissenschaft und dem Leben ein ganzer Abgrund, den er nicht zu überbrücken versuchte. Das Leben und das Wissen existierten für ihn jedes für sich allein. Er lernte alle bestehenden und längst nicht mehr bestehenden Rechte, absolvierte auch den Cursus des praktischen Gerichtsverfahrens; als er aber aus Anlaß irgendeines Diebstahls im Hause einen Bericht an die Polizei schreiben mußte, nahm er einen Bogen Papier und eine Feder, dachte und dachte und ließ einen Schreiber holen. Die Bücher auf dem Gut führte der Dorfschulze. »Was hatte denn die Wissenschaft damit zu thun?« fragte er sich verblüfft.

Er kehrte ohne die Last des Wissens, das seinem frei herumirrenden oder träge schlummernden Denken eine Richtung hätte geben können, in seine Einsamkeit zurück. Was machte er denn? Er fuhr noch immer fort, sich das Muster seines eigenen Lebens vorzuzeichnen. Er fand darin, nicht ohne Grund, soviel Weisheit und Poesie, die man auch ohne Bücher und Gelehrtheit niemals ausschöpfen konnte. Nachdem er seine amtliche und gesellschaftliche Carrière aufgegeben hatte, begann

er die Aufgabe seiner Existenz anders zu lösen, sann über seine Bestimmung nach und entdeckte endlich, daß der Horizont seiner Thätigkeit und seines Lebens in ihm selbst verborgen war. Er begriff, daß das Glück in der Familie und das Besorgen des Gutes sein Antheil waren. Bis dahin war er mit seinen Angelegenheiten nicht ganz vertraut; dieselben wurden statt seiner manchmal von Stolz besorgt. Er war weder in seine Einkünfte noch in seine Ausgaben genau eingeweiht, stellte niemals ein Budget zusammen und befaßte sich überhaupt mit gar nichts.

Der alte Oblomow hatte seinem Sohne das Gut in demselben Zustande übergeben, in dem er es von seinem Vater übernommen hatte. Trotzdem er sein ganzes Leben im Dorf verbrachte, zerbrach er sich doch nicht den Kopf und klügelte sich nicht aller neue Einrichtungen aus, wie man es jetzt thut, um irgendwelche neue Quellen der Productivität der Erde zu entdecken oder die alten auszudehnen und zu verstärken u.s.w. Er nahm für seine Felder dieselbe Aussaat, die sein Großvater genommen hatte und behielt für die Feldproducte auch dieselben Absatzgebiete bei. Der Alte war übrigens sehr zufrieden, wenn eine gute Ernte oder ein erhöhter Preis sein Einkommen gegen das vorjährige vergrößerte; er nannte das Gottes Segen. Er liebte nur keine Anstrengung und keine Extravaganz im Gelderwerb. »Gott wird uns schon satt machen sagte er.

Ilja Iljitsch war anders als sein Vater und sein Großvater. Er lernte, lebte in der Welt; das alles brachte ihn auf verschiedene

Gedanken, die dem Vater und Großvater fremd gewesen waren. Er begriff nicht nur, daß jeder Gewinn eine Sünde sei, sondern auch, daß es die Pflicht jedes Bürgers bilde, den allgemeinen Wohlstand durch ehrliche Arbeit zu unterstützen. Darum nahm der neue, den Anforderungen der Zeit entsprechende Plan der Einrichtung des Gutes und der Verwaltung der Bauern den größten Theil des Lebensmusters ein, das er sich in seiner Einsamkeit vorzeichnete. Die dem Plan zugrunde liegende Idee, seine Eintheilung und Hauptbestandtheile – das alles war in seinem Kopf längst fertig; es blieben nur die Details, die Überschlüge und Ziffern übrig. Er arbeitet schon einige Jahre unermüdlich an diesem Plan, überlegt ihn sich und grübelt im Gehen und Liegen, zu Hause und wenn er auf Besuch ist, darüber nach; er ergänzt und ändert die verschiedenen Theile oder stellt das gestern Erfundene und in der Nacht Vergessene in seinem Gedächtnis wieder her; und manchmal flammt in ihm plötzlich ein neuer, unerwarteter Gedanke wie ein Blitz auf und sein Hirn beginnt fieberhaft zu arbeiten. Er ist nicht irgendein unbedeutender Vollstrecker fremder, fertiger Gedanken; er selbst ist der Schöpfer und zugleich Vollstrecker seiner Gedanken. Sowie er des Morgens aufgestanden ist, legt er sich gleich nach dem Frühstück auf das Sofa, stützt seinen Kopf auf die Hand und denkt, ohne seine Kräfte zu schonen, so lange nach, bis sein Kopf endlich von der schweren Arbeit müde wird und das Gewissen ihm sagt: Du hast heute für das allgemeine Wohl genug geleistet.

Nachdem Oblomow sich von seinen geschäftlichen Sorgen befreit hatte, liebte er es, sich in sich selbst zu vertiefen und in der von ihm erschaffenen Welt zu leben. Ihm war der Genuß hoher Gedanken zugänglich; ihm war auch menschliches Leid nicht fremd. Er weinte manchmal bitterlich in der Tiefe seiner Seele über den Jammer der Menschheit, litt, ohne daß jemand es erfuhr, namenlos, sehnte sich irgendwohin in die Ferne hinaus, wahrscheinlich in jene Welt, in die Stolz ihn mitzureißen pflegte . . . Süße Thränen strömten über seine Wangen. . . Es kam auch vor, daß er von Verachtung dem menschlichen Laster, der Lüge, der Verleumdung, dem über die ganze Welt verbreiteten Bösen gegenüber erfüllt wurde und daß in ihm der Wunsch aufflammte, den Menschen ihre Wunden zu zeigen; dann erwachten in ihm Gedanken, wogten wie Wellen im Meer in seinem Hirn auf und ab, wuchsen zu Vorsätzen heran und steckten sein ganzes Blut in Brand; die Vorsätze bildeten sich zu Bestrebungen aus; von sittlicher Kraft durchdrungen, wechselt er in einem Augenblick zwei, drei Stellungen, erhebt sich mit leuchtenden Augen vom Lager, streckt die Hand vor und blickt begeistert um sich . Jetzt gleich wird sich sein Streben verwirklichen und sich in eine Heldenthat umsetzen . . . und dann, o Gott! welches Wunder, welche fruchtbaren Folgen konnte man von einer so großen Anstrengung erwarten! . . . Wenn man aber nach einer Weile hinschaut, ist der Morgen dahingeschwunden, der Tag neigt sich dem Abend zu, und mit ihm zugleich verlangen Oblomows ermüdete Kräfte nach Ruhe; der Sturm und die

Erregung besänftigen sich in seiner Seele, der Kopf ernüchtert sich nach dem Denken und das Blut kreist langsamer durch die Adern. Oblomow legt sich still und sinnend auf den Rücken, richtet seinen traurigen Blick auf das Fenster und folgt mit den Augen wehmüthig der Sonne, die sich majestätisch hinter irgendein vierstöckiges Haus versteckt.

Wie oft hatte er der Sonne auf diese Weise das Geleite gegeben!

Des Morgens begannen das Leben, die Aufregung, die Träume von neuem! Er liebte es manchmal, sich als irgendeinen unbesiegbaren Feldherrn zu denken, im Vergleich mit welchem nicht nur Napoleon, sondern sogar Jeruslan Lasarewitsch nichts bedeuteten; er dachte sich einen Krieg und dessen Ursachen aus; er ließ zum Beispiel die Völker aus Afrika nach Europa wandern oder führte neue Kreuzzüge an, er kämpfte, besiegelte das Schicksal ganzer Nationen, zerstörte Städte, begnadigte, richtete hin und beging hehre, großmütige Taten. Oder er wählte sich die Laufbahn eines Denkers oder eines großen Künstlers: alle beten ihn an; er erntet Lorbeeren; die Menge läuft ihm nach und ruft aus: »Schaut, schaut, da geht Oblomow, unser berühmter Ilja Iljitsch!« In schlimmen Momenten litt er unter Sorgen, wälzte sich von einer Seite auf die andere, legte sich mit dem Gesicht nach unten und wurde manchmal ganz verzweifelt; dann kniete er nieder und begann leidenschaftlich und inbrünstig zu beten, indem er den Himmel anflehte, irgendein drohendes Gewitter abzuwenden. Dann, nachdem er die Sorge um sein

Schicksal dem Himmel überlassen hatte, wurde er allem auf der Welt gegenüber ruhig und gleichgültig, wie heftig das Gewitter auch sein mochte. So verbrauchte er seine sittliche Kraft, so regte er sich oft ganze Tage lang auf und erwachte nur dann tief seufzend aus dem verlockenden Traum oder den quälenden Sorgen, wenn der Tag sich dem Abend zuneigte und die Sonne als ein ungeheurer Ball majestätisch hinter das vierstöckige Haus zu sinken begann. Dann folgte er ihr wieder mit einem sinnenden Blick und einem traurigen Lächeln und schlummerte nach den Aufregungen friedlich ein.

Niemand sah und kannte dieses innere Leben Ilja Iljitschs; alle glaubten, Oblomow läge einfach da, äße, so viel er könne, und es wäre von ihm nichts zu erwarten; es rege sich kaum ein Gedanke in seinem Kopf. So sprach man auch überall, wo man ihn kannte, von ihm. Von seiner Begabung, von dieser inneren, vulkanischen Arbeit seines hitzigen Kopfes und seines humanen Herzens wußte und konnte nur Stolz erzählen; doch er war fast niemals in Petersburg anwesend. Sachar allein, der sein ganzes Leben an der Seite seines Herrn verbrachte, kannte dessen Lebensweise noch genauer; doch er war überzeugt, daß Oblomow und er etwas leisteten, normal und wie es sich gehörte lebten und daß man gar nicht anders leben sollte.

## VII

Sachar hatte bereits sein fünfzigstes Jahr überschritten. Er war nicht mehr der unmittelbare Nachkomme jener russischen Kalebe, der ritterlichen Diener ohne Furcht und Tadel, welche ihren Herren bis zur Selbstvergessenheit ergeben waren, sich durch alle Tugenden auszeichneten und keinerlei Fehler aufzuweisen hatten. Dieser Ritter war einer mit Furcht und mit Tadel. Er gehörte zwei Epochen an, und beide hatten ihm ihren Stempel aufgedrückt. Von der einen hatte er die grenzenlose Ergebenheit dem Hause der Oblomow gegenüber geerbt und von der späteren, zweiten, die Raffiniertheit und Verderbtheit der Sitten. Obwohl er mit Leidenschaft an dem Herrn hing, kam doch selten ein Tag vor, an welchem er ihm nicht irgend etwas vorlog. Der Diener der alten Zeiten pflegte seinen Herrn vor Verschwendung und Unmäßigkeit zurückzuhalten, Sachar jedoch liebte es, mit seinen Kameraden auf die Rechnung seines Herrn zu trinken; der frühere Diener war keusch wie ein Eunuch, und dieser da lief immer zu einer Gevatterin von sehr verdächtiger Art hin. Der altmodische Diener hütete das herrschaftliche Geld sicherer als jeder Schrank, und Sachar, immer bestrebt, seinen Herrn bei irgendeiner Ausgabe um zehn Kopeken zu betrügen, eignete sich bestimmt jede auf dem Tisch liegende Kupfermünze an. Wenn Ilja Iljitsch vergaß, Sachar den Rest abzufordern, kehrte dieser nie mehr zu ihm



zurück. Größere Summen stahl er nicht, vielleicht deshalb, weil er seine Bedürfnisse mit Zehnkopekenstücken maß oder weil er ertappt zu werden fürchtete, aber keinesfalls aus übertriebener Ehrlichkeit. Der alte Kaleb würde eher wie ein gut dressierter Jagdhund neben den seiner Obhut anvertrauten Eßwaren gestorben sein, als sie anzurühren sich getraut zu haben. Sachar aber dachte nur, wie er möglichst viel auch von dem ihm nicht Anvertrauten essen und trinken konnte; jener sorgte sich nur darum, daß sein Herr möglichst viel aß, und war traurig, wenn er nicht aß; und Sachar war traurig, wenn der Herr alles, was auf dem Teller lag, bis auf den Rest aufaß.

Außerdem war Sachar auch eine Klatschbase. Er klagte in der Küche, im Krämerladen, bei den Zusammenkünften am Haustor, daß er ein elendes Leben führe, daß ein so böser Herr noch gar nicht dagewesen sei, er sei launisch, geizig und zornig, man könne es ihm nie recht machen, mit einem Wort, es sei besser zu sterben, als ihn zu bedienen. Sachar tat es nicht aus Bosheit und nicht, weil er dem Herrn schaden wollte, sondern nur so aus der von seinem Vater und Großvater geerbten Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit über den Herrn zu schimpfen. Er verbreitete manchmal aus Langeweile oder in Ermangelung eines anderen Gesprächsthemas oder um dem versammelten Publikum mehr Interesse einzuflößen plötzlich irgendein Märchen über seinen Herrn. »Der meinige hat jetzt die Gewohnheit, immer zu einer Witwe zu gehen«, krächzte er leise im Vertrauen; »er hat ihr gestern einen Brief geschrieben.«

Oder er erklärte, sein Herr sei ein solcher Kartenspieler und Trunkenbold, wie ihn die Welt noch nie gesehen hatte, und daß er alle Nächte bis zum Morgen Karten spiele und Schnaps trinke. Das entsprach aber gar nicht der Wahrheit: Ilja Iljitsch besuchte gar keine Witwe, schlief ruhig in der Nacht und nahm nie eine Karte in die Hand.

Sachar war unsauber. Er rasierte sich selten, und wenn er sich auch Gesicht und Hände wusch, schien er eher nur so zu tun, als wasche er sich; man konnte ihn übrigens mit gar keiner Seife reinwaschen. Wenn er ins Badehaus ging, verwandelten sich seine Hände nur für zwei Stunden aus schwarzen in rote und wurden dann wieder schwarz.

Er war sehr ungeschickt: Wenn er das Haustor oder die Thür öffnen wollte, machte er eine Hälfte auf, dabei schloß sich die zweite, er lief zu ihr hin, und infolgedessen schloß sich die erste Hälfte. Er konnte nie ein Taschentuch oder einen andern Gegenstand auf einmal vom Fußboden aufheben, sondern beugte sich immer dreimal nieder, als haschte er danach, und fing es vielleicht erst beim viertenmal auf, es kam aber vor, daß er es dabei wieder fallen ließ. Wenn er einen Haufen Geschirr oder andere Sachen durch das Zimmer trug, begannen die obersten Gegenstände gleich beim ersten Schritt zu Boden zu fallen; zuerst fiel ein Gegenstand zu Boden, er machte jählings eine verspätete und unnütze Bewegung, um ihn aufzuhalten, und ließ dabei zwei andere zu Boden gleiten; er sperrt vor Erstaunen den Mund auf und schaut dem fallenden Gegenstand nach, statt auf diejenigen,

die er in der Hand hält, zu achten, dadurch beugt er das Präsentierbrett herab, so daß wieder Gegenstände herunterfallen und er am entgegengesetzten Ende des Zimmers mit einem einzigen Glas oder Teller anlangt; manchmal wirft er selbst das letzte, was er noch in der Hand hält, schimpfend und fluchend herab. Wenn er durch das Zimmer schreitet, streift er bald den Tisch und bald den Sessel mit dem Fuß oder mit der Seite, findet nicht sogleich in die offene Türhälfte hinein, sondern stößt mit den Schultern gegen die zweite und schimpft dann über beide Hälften oder über den Hausherrn und den Zimmermann, der die Thür gemacht hat. In Oblomows Arbeitszimmer sind fast alle Gegenstände zerbrochen, besonders die kleinen, die eine behutsame Behandlung beanspruchen, und das alles durch Sachars Schuld. Er wendet seine Geschicklichkeit, eine Sache in die Hand zu nehmen, bei allen Gegenständen an, ohne in der Behandlungsweise des einen oder anderen Gegenstandes irgendeinen Unterschied zu machen. Man sagt ihm zum Beispiel, er soll eine Kerze putzen oder ein Glas mit Wasser füllen, er verbraucht dabei ebensoviel Kraft wie beim Öffnen des Haustors. Wehe der Wohnung, wenn Sachar, von einem jähen Eifer, den Herrn zufriedenzustellen, erfaßt, es sich einfallen ließ, plötzlich überall aufzuräumen, alles zu putzen, aufzustellen und schnell und auf einmal in Ordnung zu bringen; dann nahmen der Schaden und die Verwüstung kein Ende. Ein ins Haus eingedrungener feindlicher Soldat hätte nicht mehr Unheil stiften können – es begann das Schleudern und Zugrunderichten

verschiedener Gegenstände, das Zerschlagen des Geschirrs, das Umwerfen von Sesseln; es endete damit, daß man ihn aus dem Zimmer jagen mußte, oder daß er selbst schimpfend und fluchend fortging.

Sachar hatte sich ein für allemal einen bestimmten Wirkungskreis vorgeschrieben, den er nie überschritt. Er stellte des Morgens den Samowar auf, putzte die Stiefel und die vom Herrn verlangten Kleider, aber niemals diejenigen, die er nicht verlangte, sie mochten zehn Jahre dahängen. Dann fegte er – aber nicht jeden Tag – die Mitte des Zimmers aus, ohne je bis in die Ecken einzudringen, und staubte nur jenen Tisch ab, auf dem nichts lag, um die Gegenstände nicht herunternehmen zu müssen. Dann hielt er sich schon für berechtigt, auf der Ofenbank hinzudämmern oder mit Anissja in der Küche und den anderen Dienstboten am Haustor zu plaudern, ohne sich um irgend etwas zu kümmern.

Wenn man ihm etwas außerhalb dieses Gebietes zu tun auftrag, erfüllte er den Befehl ungern, nach langem Hin- und Herstreiten und nach Beweisen, der Auftrag sei unnütz oder unmöglich zu befolgen. Man konnte ihn durch keinerlei Mittel dahin bringen, in diesen seinen Wirkungskreis eine neue beständige Beschäftigung einzuschließen.

Trotz alledem, wenn man den Umstand, daß Sachar zu trinken und zu klatschen liebte, Oblomows Kupfermünzen einsteckte, verschiedene Gegenstände zerbrach und faul war, abrechnete, ergab es sich, daß er seinem Herrn ein tiefergebener Diener war.

Er wäre für ihn, ohne es sich zu überlegen, ins Feuer oder ins Wasser gegangen und würde diese Leistung für keine besondere Heldentat angesehen haben, die Bewunderung oder irgendwelche besondere Belohnung beanspruchen durfte. Er hielt das für etwas Natürliches und Selbstverständliches, oder vielmehr er hatte sich darüber gar keine Meinung gebildet und hätte so gehandelt, ohne sich darüber irgendwelche Gedanken zu machen. Er hatte über diesen Gegenstand keinerlei Theorien aufgestellt. Er würde sich ebenso auf den Tod stürzen, wie ein Hund, der im Wald ein wildes Tier sieht, sich auf dasselbe stürzt, ohne darüber nachzudenken, warum er und nicht sein Herr das tut. Wenn es aber zum Beispiel notwendig wäre, eine ganze Nacht lang, ohne ein Auge zu schließen, am Bett des Herrn zu verbringen, und dessen Gesundheit, ja selbst dessen Leben davon abhinge, würde Sachar bestimmt einschlafen. In seinem Benehmen dem Herrn gegenüber äußerte er nicht nur keine Unterwürfigkeit, sondern behandelte ihn sogar eher grob und familiär, zürnte ihm ernstlich einer jeden Kleinigkeit wegen und verleumdete ihn, wie schon mitgeteilt worden ist, am Haustor; aber dadurch wurde das tief in ihm wurzelnde, verwandtschaftliche Gefühl der Ergebenheit nicht bloß Ilja Iljitsch persönlich, sondern allem gegenüber, was den Namen Oblomow trug und ihm vertraut, lieb und teuer war, nur zeitweise in den Schatten gestellt, aber durchaus nicht aufgehoben. Vielleicht stand sogar dieses Gefühl zu Sachars eigener Ansicht über Oblomows Persönlichkeit in Widerspruch; vielleicht hatte die genaue Kenntnis des Charakters seines Herrn

Sachar andere Überzeugungen eingeflößt. Wenn man ihm den Grad seiner Anhänglichkeit an Ilja Iljitsch erklärt hätte, würde er diese Tatsache wahrscheinlich bestritten haben. Sachar liebte Oblomowka, wie die Katze ihren Dachboden liebt, wie das Pferd seine Krippe und der Hund die Hütte, in der er geboren wurde und aufwuchs. In der Sphäre dieser Anhänglichkeit bildete er sich seine besonderen, persönlichen Eindrücke aus. Er liebte zum Beispiel den Oblomowschen Kutscher mehr als den Koch, die Viehmagd Warwara flößte ihm noch größere Sympathien ein, und er zog sie alle Ilja Iljitsch vor; aber trotzdem war für ihn der Oblomowsche Koch besser als alle Köche der Welt und war über sie alle erhaben, und Ilja Iljitsch stand hoch über allen Gutsbesitzern. Er konnte den Weinschenk Tarasska nicht ausstehen; doch er würde diesen Tarasska nicht gegen den besten Menschen der ganzen Welt austauschen, weil er aus Oblomowka war. Er behandelte Oblomow ebenso grob und familiär, wie ein Schamane einen Götzen behandelt; er putzt ihn, wirft ihn manchmal um und schlägt ihn vielleicht sogar vor Ärger, aber in seiner Seele wohnt doch immer das Gefühl, wie erhaben doch dieser Götze im Vergleich zu ihm ist. Der geringste Anlaß genügte, um in der Tiefe von Sachars Seele dieses Gefühl wachzurufen, ihn seinen Herrn voll Andacht betrachten zu lassen und ihm manchmal sogar Tränen der Rührung zu entlocken.

Sachar sah alle Herrschaften und Gäste, die zu Oblomow kamen, etwas von oben herab an und bediente sie, reichte ihnen Tee usw. mit einer gewissen Herablassung, als wollte

er sie fühlen lassen, welche Ehre für sie der Aufenthalt bei seinem Herrn sei. Er wies sie recht grob ab. »Der Herr ruht«, sagte er, den Ankömmling hochmütig vom Kopf bis zu den Füßen musternd. Manchmal begann er plötzlich statt der Klatschgeschichten und Verleumdungen Ilja Iljitsch in den Laden- und Haustorversammlungen übermäßig zu loben, und dann hatte sein Entzücken keine Grenzen. Er begann alle Eigenschaften des Herrn aufzuzählen, seinen Verstand, seine Freundlichkeit, Freigebigkeit und Güte; und wenn es seinem Herrn an Eigenschaften für das Loblied mangelte, lieb er sie sich bei anderen aus und schmückte ihn mit Vornehmheit, Reichtum oder außerordentlicher Macht. Wenn er dem Hausbesorger, dem Verwalter oder sogar dem Hausbesitzer Angst machen wollte, nahm er immer seinen Herrn zu Hilfe. »Wart nur, ich sag's dem Herrn«, drohte er, »dann kriegst du's schon!« Für ihn gab es auf der ganzen Welt keine größere Autorität. Aber die äußerlichen Beziehungen Sachars zu Oblomow waren immer feindseliger Art. Sie waren während ihres Zusammenlebens einander überdrüssig geworden. Ein intimes tägliches Zusammensein zweier Menschen geht weder an dem einen noch an dem anderen spurlos vorüber; es gehört von beiden Seiten sehr viel Lebenserfahrung, Logik und Herzenswärme dazu, um nur die gegenseitigen Eigenschaften zu würdigen, ohne durch die Fehler zu verletzen und sich verletzt zu fühlen. Ilja Iljitsch kannte schon die eine unschätzbare Eigenschaft Sachars, dessen Anhänglichkeit, und hatte sich

daran gewöhnt, indem er seinerseits auch glaubte, es könnte und dürfte nicht anders sein; da er diesen Vorzug ein für allemal für etwas Selbstverständliches hielt, konnte er ihn nicht mehr würdigen, ertrug aber trotz seiner Gleichgültigkeit allem gegenüber Sachars unzählige kleine Fehler nicht mit Geduld. Wenn Sachar trotz der Ergebenheit seinem Herrn gegenüber, wie sie den Dienern in alten Zeiten eigen war, sich von diesen durch moderne Fehler unterschied, hegte auch Ilja Iljitsch seinerseits, obwohl er Sachars Anhänglichkeit innerlich schätzte, nicht mehr jene freundschaftliche, fast verwandtschaftliche Zuneigung zu ihm, wie sie in früheren Zeiten die Herrschaften für ihre Diener empfanden. Er erlaubte sich, manchmal einen ernsthaften Streit mit Sachar zu beginnen. Auch er machte sich seinem Diener lästig. Nachdem Sachar in seiner Jugend im herrschaftlichen Haus als Lakai gedient hatte, wurde er zum Beaufsichtiger Ilja Iljitschs ernannt und hielt sich seitdem nur für einen Luxusartikel, für ein aristokratisches Zubehör des Hauses, das zur Aufrechterhaltung des Glanzes und der Würde der alten Familie bestimmt, aber durchaus kein Gegenstand des täglichen Bedarfes war. Darum tat er gar nichts mehr, wenn er seine Pflichten erfüllt hatte und den jungen Herrn des Morgens angekleidet und des Abends ausgekleidet hatte. Seine angeborene Trägheit wurde durch die Erziehung, die er als Lakai genossen hatte, noch verstärkt. Er machte sich unter der Dienerschaft wichtig und gab sich nicht die Mühe, den Samowar aufzustellen oder die Fußböden zu fegen. Entweder



döste er im Vorzimmer vor sich hin oder ging in die Gesindestube und in die Küche plaudern, oder er stand auch mit auf der Brust verschränkten Armen ganze Stunden lang am Haustor und blickte mit schläfriger Nachdenklichkeit um sich. Und nach einem solchen Leben wälzte man ihm plötzlich die schwere Last auf die Schultern, das ganze Haus in Ordnung zu halten! Er mußte den Herrn bedienen, mußte fegen und putzen und Gänge machen! Alles das verlieh seinem Charakter einen düstern Anstrich und rief in ihm Grobheit und Härte hervor; darum brummte er auch jedesmal, wenn die Stimme des Herrn ihn seine Ofenbank zu verlassen nötigte. Aber trotz dieser äußeren Barschheit und Unfreundlichkeit besaß Sachar doch ein weiches, gutes Herz. Er liebte es sogar, seine Zeit mit Kindern zu verbringen. Man sah ihn oft auf dem Hof und am Haustor mit einem ganzen Kinderhaufen. Er versöhnte sie, neckte sie, arrangierte ihnen Spiele oder saß einfach da, hielt auf jedem Knie ein Kind, während irgendein Knirps noch von rückwärts seinen Hals umfaßte oder ihn an seinem Backenbart zupfte.

Auf diese Weise störte Oblomow Sachar durch das immerwährende Beanspruchen seiner Dienste und seiner Anwesenheit, während sein Herz, sein geselliger Charakter, seine Liebe zur Untätigkeit und sein ewiges, unstillbares Bedürfnis zu kauen ihn bald zur Gevatterin, bald in die Küche, bald in den Laden und zum Haustor hin zogen.

Sie kannten einander lange und lebten lange beisammen. Sachar hatte den kleinen Oblomow auf dem Arm getragen,

und Ilja Iljitsch hatte ihn noch als einen jungen, beweglichen, gefräßigen und schelmischen Burschen gekannt. Das alte Band zwischen ihnen war unzerreißbar. Ebenso wie Ilja Iljitsch ohne Sachars Hilfe weder aufstehen, noch schlafen gehen, noch sich kämmen, anziehen und Mittag essen konnte, konnte sich auch Sachar keinen andern Herrn als Ilja Iljitsch denken und sich keine andere Existenz vorstellen als diese, die darin bestand, daß er ihn ankleidete, fütterte, ihm Grobheiten sagte, ihn betrog und belog und dabei innerlich doch anbetete.

## VIII

Nachdem Sachar hinter Tarantjew und Alexejew die Thür geschlossen hatte, setzte er sich nicht auf die Ofenbank, in der Erwartung, der Herr würde ihn gleich rufen, da er gehört hatte, daß Ilja Iljitsch zu schreiben vorhatte. Doch in Oblomows Arbeitszimmer war alles still, wie in einem Grab. Sachar sah durch eine Spalte hinein und was bot sich seinen Blicken dar? Ilja Iljitsch lag auf dem Sofa und stützte den Kopf auf die Handfläche; vor ihm lag ein Buch. Sachar öffnete die Thür.

– Warum liegen Sie wieder? – fragte er.

Störe mich nicht; Du siehst, ich lese! – sagte Oblomow lakonisch.

– Es ist Zeit, daß Sie sich waschen und schreiben – sagte Sachar, ohne sich abweisen zu lassen.

– Ja, es ist wirklich Zeit, – sagte Ilja Iljitsch, zur Besinnung kommend. – Gleich, gehe nur. Ich werde noch nachdenken.

»Wann hat er es nur fertig gebracht, sich wieder hinzulegen brummte Sachar, auf die Ofenbank springend. »Da hat er sich aber beeilt!«

Oblomow hatte unterdessen die von der Zeit vergilbte Seite zu Ende gelesen, auf der er seine Lectüre vor einem Monat unterbrochen hatte. Er legte das Buch wieder auf seinen Platz, gähnte und vertiefte sich in den nicht zu bannenden Gedanken »über das doppelte Malheur«.

»Was für eine Langeweile!« flüsterte er, seine Beine streckend und wieder einziehend.

Er hatte Lust, sich den Träumen und dem Nichtsthun hinzugeben; er richtete die Augen auf den Himmel und suchte die geliebte Sonne, doch sie stand gerade im Zenith und überflutete die Kalkwand des Hauses, hinter dem sie abends vor Oblomows Fenster untergieng, mit ihrem blendenden Licht.

»Nein, zuerst die Arbeit,« dachte er voller Strenge, »und dann. . .«

Der ländliche Morgen war längst vorüber und der Petersburger neigte sich seinem Ende zu. Zu Ilja Iljitsch drang das Gewirr von menschlichen und nicht menschlichen Stimmen von draußen herein. Der Gesang wandernder Künstler, der meistens von Hundegebell begleitet wurde. Man zeigte auch Meerthiere und brachte und bot alle möglichen Verkaufsartikel an.

Er legte sich auf den Rücken und verschränkte beide Hände unter dem Kopf. Ilja Iljitsch nahm das Ausarbeiten des Gutsplanes in Angriff. Er ließ im Geiste rasch ein paar ernste, grundlegende Fragen bezüglich der Abgaben und des Pflügens vorübergleiten, erfand eine neue strenge Maßregel gegen die Faulheit und das Vagabundieren der Bauern und gieng zur Einrichtung seines eigenen Lebens auf dem Gut über. Ihn beschäftigte das Bauen eines Landhauses; er verweilte mit Vergnügen ein paar Minuten lang bei der Eintheilung der Räume, bestimmte die Länge und Breite des Speise- und des

Billardzimmers, überlegte es sich, wohin er die Fenster seines Arbeitszimmers verlegen sollte, dachte sogar an die Möbel und die Teppiche. Dann vertheilte er die Seitenflügel des Hauses nach der Zahl der Gäste, die er zu empfangen beabsichtigte, räumte den Ställen, Scheunen, Gesindestuben und verschiedenen anderen Nebenbauten Platz ein. Endlich gieng er zum Garten über; er beschloß, alle alten Linden und Eichen, so wie sie waren zu lassen, die Äpfel- und Birnbäume zu vernichten und statt dessen Akazien zu pflanzen; er dachte auch über einen Park nach, nachdem er aber im Geiste einen annähernden Kostenüberschlag gemacht hatte, fand er, daß die Sache zu theuer sei, verschob diesen Plan auf später und gieng zu dem Blumengarten und den Glashäusern über. Jetzt erwachte in ihm der verlockende Gedanke an das zukünftige Obst so lebhaft, daß er sich plötzlich auf seinem Gut vorstellte, nachdem alles schon nach seinem Plan eingerichtet wäre und er dort beständig leben würde.

Er träumte davon, daß er an einem Sommerabend auf der Terrasse am Teetische, unter dem für die Sonne undurchdringlichen Schatten der Bäume, mit einer Pfeife sitze, träge den Rauch einziehe und die sich hinter den Bäumen eröffnende Landschaft, die Kühle und Stille genieße; und in der Ferne breiten sich die gelben Felder aus, die Sonne sinkt hinter den wohlbekannten Birkenhain und rötet den spiegelglatten Teich; über den Feldern steigt Dampf auf; es wird kühl; die Bauern gehen haufenweise nach Hause; die müßige Dienerschaft

sitzt am Haustor; von dort tönen lustige Stimmen, Lachen und Balalaikenspiel herüber; die Mädchen spielen Haschen; um ihn herum tollten seine Kleinen, kriechen ihm auf die Knie, hängen sich an seinen Hals; am Samowar sitzt . . . die Königin alles dessen, was ihn umgibt, seine Gottheit . . . eine Frau, seine Frau! Und unterdessen leuchten aus dem mit eleganter Einfachheit eingerichteten Speisezimmer einladende Lichter heraus, und drin wird der große, runde Tisch gedeckt. Der zu seinem Majordomus ernannte Sachar, der schon einen ganz grauen Backenbart hat, deckt den Tisch, stellt das angenehm tönende Kristall auf und legt das Silber herum, wobei er jeden Augenblick bald ein Glas, bald eine Gabel zu Boden wirft; dann setzt man sich zum reichlichen Abendbrot; da sieht er auch seine Jugendkameraden, seinen unveränderlichen Freund Stolz und andere bekannte Gesichter. Dann begibt man sich zur Ruhe . . .

Oblomows Gesicht rötete sich vor Glück; der Traum war so licht, lebendig und poetisch. Er fühlte auf einmal eine wahre Sehnsucht nach Liebe und stillem Glück, und es düsterte ihn plötzlich, die Felder und Hügel seiner Heimat zu sehen und sein Haus, seine Frau und seine Kinder zu haben . . .

Nachdem er etwa fünf Minuten auf dem Gesicht gelegen hatte, wandte er sich langsam wieder auf den Rücken um. Sein Gesicht leuchtete von einem sanften, rührenden Gefühl auf; er war glücklich. Er streckte seine Beine langsam und behaglich aus, so daß seine Beinkleider sich ein wenig hinaufschoben, doch er bemerkte diese kleine Nachlässigkeit gar nicht. Die gefälligen

Träume trugen ihn leicht und frei, weit in die Ferne. Jetzt gab er sich seinem Lieblingsgedanken ganz hin; er dachte an die kleine Kolonie von Freunden, die sich in kleinen Dörfchen und Farmen, fünfzehn bis zwanzig Werst von seinem Gut entfernt, niederlassen würden, daran, wie sie sich der Reihe nach täglich versammeln würden, um zusammen zu Mittag zu essen, zu soupieren und zu tanzen; er sah nur heitere Tage und heitere, lachende, runde, rotbackige Gesichter mit einem Doppelkinn, deren Besitzer sich eines unverwüstlichen Appetits erfreuten; es würde ewiger Sommer, ewiger Frohsinn herrschen, man würde gut essen und süß faulenzen . . .

»Gott, ach Gott!« sagte er aus der Fülle seines Glückes heraus und erwachte. Vom Hof ertönte es fünfstimmig herein: »Kartoffeln! Sand, brauchen Sie keinen Sand? Kohlen! Kohlen! Steuern Sie, gütige Herrschaften, zur Erbauung eines Gotteshauses bei!« Aus dem benachbarten Neubau drang das Klopfen der Hacken und das Schreien der Arbeiter herüber, und auf der Straße hörte man die Wagen rasseln. Überall Stimmen und Bewegung!

»Ach!« seufzte Ilja Iljitsch schmerzlich auf. Was das für ein Leben ist! Wie abscheulich dieser Großstadtlärm ist! Wann wird denn das ersehnte paradiesische Leben beginnen? Wann komme ich in die Felder und die vertrauten Wälder? dachte er. Jetzt würde er gern unter einem Baum auf dem Gras liegen, durch die Äste hindurch auf die Sonne blicken und zählen, wieviel Vögel sich auf die Zweige setzen. Und dann bringt

irgendein rotbackiges Dienstmädchen mit nackten, runden und weichen Ellbogen und einem sonnengebräunten Hals bald das Mittagessen und bald das Frühstück herein; die Schelmin senkt die Augen und lächelt . . . Wann denn diese Zeit? . . . Und der Plan, der Dorfschulze und die Wohnung? tauchte es in seinem Gedächtnis auf.

»Ja, ja!« sagte Ilja Iljitsch, »gleich, sofort!«

Oblomow erhob sich rasch und richtete sich auf dem Sofa auf, ließ dann die Füße vom Sofa herabgleiten, schlüpfte auf einmal in beide Pantoffeln hinein und blieb eine Weile so sitzen; dann erhob er sich endgültig und blieb ein paar Minuten lang sinnend stehen.

– Sachar, Sachar! – schrie er laut, auf den Tisch und das Tintenfaß blickend.

– Was ist denn? – hörte man mit dem Sprunge zugleich. – Wie mich nur meine Beine tragen! – Sachar! – wiederholte Ilja Iljitsch sinnend, ohne den Blick vom Tisch zu wenden. – Höre einmal, Bruder . . . – begann er, auf das Tintenfaß hinweisend, versank aber, ohne den Satz zu vollenden, in seine Gedanken. Jetzt streckten sich seine Arme nach oben aus, die Knie sanken ein, er begann sich zu strecken, zu gähnen . . . – Wir hatten dort noch – begann er langsam, sich noch immer streckend, – ein Stück Käse, und . . . gib mir Madeira; es ist noch weit bis zum Mittagessen, und ich werde jetzt ein wenig frühstücken . . . – Wo hatten wir einen? – sagte Sachar. – Es ist nichts geblieben . . . – Wieso ist nichts geblieben? – unterbrach ihn Ilja Iljitsch. – Ich



erinnere mich ganz genau; es war noch ein so großes Stück da . . . – Nein, nein! Es ist gar nichts zurückgeblieben! – wiederholte Sachar beharrlich.

– Es war noch etwas da! – sagte Ilja Iljitsch.

– Nein! – antwortete Sachar.

– Nun, dann kaufe Käse. – Geben Sie mir Geld. – Dort liegt kleines Geld, nimm es! – Hier ist nur ein Rubel vierzig, und ich brauche einen Rubel sechzig Kopeken. – Dort waren noch Kupfermünzen! – Ich habe keine gesehen! – sagte Sachar, von einem Fuß auf den anderen tretend. – Es war Silber da, das liegt hier noch, es waren aber keine Kupfermünzen dabei! – Es waren welche dabei; gestern hat sie der Hausierer mir selbst in die Hand gegeben. – Ich war dabei – sagte Sachar, – ich habe gesehen, daß er Kleingeld gegeben hat, ich habe aber keine Kupfermünzen gesehen . . . Vielleicht hat Tarantjew sie genommen? dachte Ilja Iljitsch unschlüssig, aber nein, der hätte auch das Kleingeld genommen.

– Was gibt es also sonst noch? – fragte er.

– Gar nichts! Ich muß Anissja fragen, ob der gestrige Schinken noch da ist – sagte Sachar. – Soll ich ihn bringen? – Bringe, was da ist. Wieso ist denn sonst nichts geblieben? – Nun, es ist eben nichts geblieben! – sagte Sachar und ging.

Und Ilja Iljitsch spazierte langsam und sinnend im Zimmer herum.

– Ja, ich habe viel Sorgen – sagte er leise. – Zum Beispiel der Plan – wieviel Arbeit er noch erfordert! . . . Und es ist doch ein

Stück Käse übriggeblieben – fügte er sinnend hinzu, – Sachar hat ihn aufgegessen und sagt, daß keiner da war! Und wo sind die Kupfermünzen hingekommen? – sagte er, mit der Hand auf dem Tisch herumtastend.

Nach einer Viertelstunde stieß Sachar die Thür mit dem Präsentierbrett auf, das er in beiden Händen hielt, und wollte, als er im Zimmer war, die Thür mit dem Fuß zuschlagen, doch er hatte falsch gezielt und traf den leeren Raum; das Weinglas fiel herab, ihm folgte der Pfropfen der Karaffe und eine Semmel.

– Du kannst keinen Schritt machen, ohne daß so etwas vorkommt! – sagte Ilja Iljitsch. – Nun, so hebe doch das, was du fallen gelassen hast, auf; er steht noch da und bewundert es! Sachar beugte sich mit dem Präsentierteller herab, um die Semmel aufzuheben, bemerkte aber, als er sich niedergekauert hatte, daß seine beiden Hände beschäftigt waren und er nichts hatte, womit er die Semmel aufheben konnte.

– Nun, hebe es einmal auf! – sagte Ilja Iljitsch spöttisch. – Nun also? Warum tust du es denn nicht? – Oh, daß euch der Teufel hole, ihr verfluchten – wandte sich Sachar wütend an die herabgeworfenen Gegenstände, – wo kommt es denn vor, daß knapp vor dem Mittagessen gefrühstückt wird? Er stellte das Präsentierbrett hin und hob alles, was ihm heruntergefallen war, vom Fußboden auf; er nahm die Semmel, blies sie ab und legte sie auf den Tisch.

Ilja Iljitsch begann zu frühstücken, und Sachar blieb in einiger Entfernung stehen und blickte ihn von der Seite an, als hätte er

vor, etwas zu sagen. Aber Oblomow frühstückte, ohne ihm die geringste Beachtung zu schenken. Sachar räusperte sich zweimal. Oblomow sah sich noch immer nicht um.

– Der Verwalter hat soeben wieder herübergeschickt – begann Sachar endlich schüchtern, – er sagt, der Baumeister war bei ihm, er fragt, ob er unsere Wohnung anschauen darf? Es ist alles des Umbaues wegen . . . Ilja Iljitsch aß, ohne ein Wort zu erwidern.

– Ilja Iljitsch! – sagte Sachar nach einer Weile noch leiser.

Ilja Iljitsch gab sich den Anschein, als hörte er nichts.

– Man fordert, daß wir nächste Woche ausziehen – krächzte Sachar.

Oblomow trank ein Glas Wein und schwieg.

– Was sollen wir denn anfangen, Ilja Iljitsch? – fragte Sachar fast flüsternd.

– Habe ich dir denn nicht verboten, mir davon zu sprechen!

– sagte Ilja Iljitsch streng, erhob sich und kam auf Sachar zu. Dieser wich vor ihm zurück.

– Was du für ein giftiger Mensch bist, Sachar! – fügte Oblomow überzeugt hinzu.

Sachar fühlte sich verletzt.

– Aber – sagte er, – ich bin giftig! Warum bin ich denn giftig? Ich habe niemand umgebracht. – Natürlich bist du giftig! – wiederholte Ilja Iljitsch, – du vergiftest mir das Leben. – Ich bin nicht giftig! – sagte Sachar.

– Warum gibst Du mir mit der Wohnung keine Ruh’?

– Was soll ich denn thun?

– Und was soll ich thun?

– Sie wollten ja dem Hausherrn schreiben!

– Ich werde ihm auch schreiben; warte; das geht doch nicht so schnell!

– Sie sollten ihm jetzt gleich schreiben!

– Jetzt, jetzt! Ich habe noch Wichtigeres zu thun. Du glaubst das ist wie Holzhacken? Eins, zwei, drei? Da, – sagte Oblomow, die trockene Feder in das Tintenfaß tauchend – es ist ja gar keine Tinte drin! Wie soll ich schreiben?

– Ich werde gleich Kwaß hineingeben, – sagte Sachar, nahm das Tintenfaß in die Hand und gieng damit rasch ins Vorzimmer, während Oblomow nach Papier zu suchen begann.

»Ich glaube, es ist auch kein Papier da!« sprach er zu sich selbst, in der Schublade herumstöbernd und auf dem Tisch herumtastend, – »es gibt keins! Ach, dieser Sachar, er ist unerträglich!«

– Und Du willst kein giftiger Mensch sein? sagte Ilja Iljitsch zu Sachar, der wieder hereinkam, – Du kümmerst Dich um gar nichts! Wieso ist im Hause kein Papier da?

– Was ist denn das für eine Plage, Ilja Iljitsch! Ich bin ein Christ, warum sagen Sie, daß ich giftig bin? Was Ihnen einfällt; ich soll giftig sein! Wir sind beim alten Herrn geboren und aufgewachsen, er hat uns Hund zu schimpfen und bei den Ohren zu reißen geruht, wir haben aber nie ein solches Wort gehört, er hat sich so etwas nicht ausgedacht! Das ist ja eine Sünde! Da ist Papier, bitte!

Er nahm von der Etagère einen halben Bogen grauen Papiers herab und reichte es ihm.

– Kann man denn darauf schreiben? – fragte Oblomow, das Papier fortwerfend, ich habe damit für die Nacht mein Glas zugedeckt, um zu verhindern, daß etwas. . . . Giftiges hineinkommt.

Sachar wandte sich ab und blickte auf die Mauer.

– Nun, da kann man nichts machen. Gib her, ich schreibe das Konzept, und Alexejew schreibt es dann ab. Ilja Iljitsch setzte sich an den Tisch und schrieb schnell: – Euer Wohlgeboren! . . . – Wie schlecht die Tinte ist! – sagte er, – passe nächstes Mal besser auf und erfülle deine Pflichten, wie es sich gehört! – Er dachte ein wenig nach und begann dann wieder zu schreiben:

– Die Wohnung, welche ich im zweiten Stock des Hauses gemietet habe, in welchem Sie einiges umzubauen beabsichtigen, entspricht vollkommen meiner Lebensweise und den von mir infolge des langen Wohnens in diesem Hause angenommenen Gewohnheiten. Durch meinen Leibeigenen, Sachar Trofimow, benachrichtigt, daß Sie mir mitzutheilen befohlen haben, daß die von mir gemietete Wohnung . . . – Das ist ungeschickt – sagte er, – hier steht zweimal *daß* und dort zweimal *welche*. Er murmelte vor sich hin und stellte die Worte um; dann sah er, daß *welcher* sich auf Stock bezog – das ging wieder nicht. Er änderte das, so gut es ging, um und begann darüber zu grübeln, wie er die Wiederholung von *daß* vermeiden könnte. Bald strich er ein Wort durch, bald schrieb er es wieder hin. Er

stellte *daß* dreimal um, doch dabei kam entweder ein Unsinn oder die Nachbarschaft eines zweiten *daß* heraus.

– Man kann dieses zweite *Daß* gar nicht loswerden! – sagte er ungeduldig. – Ach! Zum Teufel mit diesem Brief! Ich soll mir wegen solcher Kleinigkeiten den Kopf zerbrechen! Ich bin es nicht mehr gewohnt, Geschäftsbriefe zu schreiben. Und jetzt ist es schon bald drei Uhr. – Sachar, da hast du es! – Er zerriß den Brief in vier Stücke und warf sie zu Boden.

– Hast du's gesehen? – fragte er.

– Ich hab's gesehen – antwortete Sachar, die Papierschnitzel aufhebend.

– Also, laß mich jetzt mit der Wohnung in Ruhe. Und was hast du da? – Die Rechnungen. – Ach, du mein Gott! Du quälst mich zu Tode! Nun, wieviel steht da, sag's schnell! – Der Schlächter bekommt 86 Rubel 54 Kopeken. Ilja Iljitsch schlug die Hände zusammen.

– Bist du verrückt? Der Schlächter allein bekommt einen solchen Haufen Geld? – Wir haben seit drei Monaten nicht gezahlt, da kann sich schon ein Haufen ansammeln! Hier steht es drin, man hat es nicht gestohlen! – Und du willst nicht giftig sein? – sagte Oblomow. – Du hast für eine Million Fleisch gekauft! Wie kannst du so viel in dich hineinbringen? Wenn man wenigstens etwas davon hätte. – Ich hab's nicht aufgeessen! – gab Sachar barsch zur Antwort.

– Nein! Du hast's nicht gegessen! – Warum werfen Sie mir mein Essen vor? Da, sehen Sie! – Und er streckte ihm die

Rechnungen hin.

– Nun, wem noch? – fragte Ilja Iljitsch, die fettigen Hefte ärgerlich von sich stoßend.

– Noch 121 Rubel 18 Kopeken dem Bäcker und Gemüsehändler. – Das ist ja der Ruin! Das ist unerhört! – sagte Oblomow ganz außer sich. – Bist du denn eine Kuh, daß du so viel Grünzeug zusammenkaufst . . . – Nein! Ich bin ein giftiger Mensch! – bemerkte Sachar bitter, sich gänzlich vom Herrn abwendend. – Wenn Sie Michej Andreitsch nicht zu sich lassen würden, hätten wir weniger verbraucht! – fügte er hinzu.

– Nun, wieviel macht also das Ganze aus, rechne! – sagte Ilja Iljitsch und begann selbst zu rechnen.

Sachar zählte an seinen Fingern herum.

– Zum Teufel, was für ein Unsinn herauskommt; jedesmal etwas anderes! – sagte Oblomow. – Nun, wieviel hast du herausgebracht, zweihundert? – Warten Sie, lassen Sie mir Zeit! – sagte Sachar, die Augen schließend und brummend, – acht Zehner und zehn Zehner sind achtzehn und zwei Zehner . . . – Nun, du wirst so niemals fertig – sagte Ilja Iljitsch, – geh in dein Zimmer und gib mir morgen die Rechnung, Sorge auch für Papier und Tinte . . . So ein Haufen Geld! Ich habe gesagt, man soll nach und nach zahlen, er geht aber immer darauf aus, alles auf einmal zu begleichen . . . Ist das ein Volk! – Zweihundertfünfzig Rubel zweiundsiebzig Kopeken – sagte Sachar, als er mit dem Zusammenrechnen fertig war. – Geben Sie mir das Geld. – Aber natürlich, sofort! Wart nur noch: Ich werde morgen

nachrechnen . . . – Wie Sie wollen, Ilja Iljitsch, aber man verlangt das Geld . . . – Nun, laß mich nur in Ruh'! Wenn ich sage morgen, dann kriegst du's auch morgen. Geh in dein Zimmer, ich habe zu tun. Ich habe größere Sorgen . . . Ilja Iljitsch setzte sich in den Sessel hinein, zog die Füße hinauf und wollte sich gerade in seine Gedanken versenken, als ein Läuten ertönte. Es erschien ein kleiner Mann mit einem mäßigen Bäuchlein, mit einem weißen Gesicht, roten Backen und einer Glatze, die im Nacken mit schwarzen, dichten Haaren wie mit Fransen verbrämt war. Die Glatze war rund, rein und glänzte so, als wäre sie aus Elfenbein geschnitzt. Das Gesicht des Gastes zeichnete sich durch einen besorgten, aufmerksamen Ausdruck allem gegenüber, was er anblickte, durch einen reservierten Blick, durch ein gemäßigtes Lächeln und einen bescheidenen, offiziellen Ausdruck aus. Er trug einen bequemen Frack, der sich beinahe bei einer bloßen Bewegung schon weit und behaglich öffnete wie ein Tor. Seine Wäsche war, wie um mit der Glatze zu harmonieren, von blendendem Weiß. Er trug auf dem Zeigefinger der rechten Hand einen großen, massiven Ring mit irgendeinem dunklen Stein.

– Doktor! Durch welche Schicksalsfügung kommen Sie? – rief Oblomow aus, dem Gast die eine Hand hinstreckend und ihm mit der zweiten einen Sessel hinschiebend.

– Es dauert mir zu lange, daß Sie immer gesund sind und mich nicht holen lassen, darum komme ich selbst, – antwortete der Doctor scherzhaft. – Nein, – fügte er dann ernst hinzu, – ich war oben bei Ihrem Nachbarn und bin bei der Gelegenheit



nachschauen gekommen, wie es Ihnen geht.

– Danke. Und was ist mit dem Nachbar?

– Was mit ihm ist? Die Sache wird sich drei, vier Wochen, vielleicht auch bis zum Herbst hinziehen, und dann. . . dann steigt das Wasser in die Brust. Das bekannte Ende. Nun, und wie geht es Ihnen?

Oblomow schüttelte traurig den Kopf.

– Schlecht, Doctor. Ich habe selbst daran gedacht, Sie um Rath zu fragen. Ich weiß nicht, was ich thun soll. Der Magen arbeitet fast gar nicht, ich fühle einen Druck unter der Herzgrube, mich quält Sodbrennen, ich athme schwer. . . – zählte Oblomow mit kläglicher Miene auf.

– Geben Sie mir die Hand, – sagte der Doctor, griff nach dem Puls und schloß für einen Augenblick die Augen. – Husten Sie? – fragte er.

– In der Nacht, besonders, wenn ich soupiert habe.

– Hm! Leiden Sie an Herzklopfen? An Kopfschmerzen?

Der Doctor stellte noch ein paar ähnliche Fragen, neigte dann seine Glatze und versank in tiefes Nachdenken. Nach zwei Minuten hob er plötzlich den Kopf und sagte mit entschlossener Stimme:

– Wenn Sie noch zwei, drei Jahre in diesem Klima leben, immer liegen, Fettes und Schwerverdauliches essen – werden Sie an Schlagfluß sterben.

Oblomow fuhr zusammen.

– Was soll ich denn thun? Helfen Sie mir, um Gotteswillen!

– sagte er.

– Dasselbe, was die andern thun: Ins Ausland reisen.

– Ins Ausland! wiederholte Oblomow erstaunt.

– Ja. Warum denn nicht?

– Aber, ich bitte Sie, Doctor, ins Ausland! Wie kann man denn das?

– Warum soll man denn nicht hinreisen?

Oblomow richtete die Augen schweigend auf sich selbst, dann auf sein Arbeitszimmer und wiederholte mechanisch:

– Ins Ausland!

– Was hindert Sie denn daran?

– Was mich hindert? Alles. . .

– Wieso alles? Haben Sie denn kein Geld?

– Ja, ja. Ich habe wirklich kein Geld, – sagte Oblomow lebhaft, durch dieses so natürliche Hindernis erfreut, hinter das er sich ganz, mit seinem Kopfe, verstecken konnte. – Schauen Sie einmal, was der Dorfschulze mir schreibt. . Wo ist der Brief? Wo habe ich ihn hingelegt? Sachar!

– Gut, gut, – sagte der Doctor, – das geht mich nichts an; meine Pflicht ist, Ihnen zu sagen, daß Sie die Lebensweise, den Ort, die Luft, die Beschäftigung, alles, alles, verändern müssen.

– Gut, ich werde es mir überlegen, – sagte Oblomow. – Wohin soll ich denn fahren und was soll ich thun?

– Fahren Sie nach Kissingen, – begann der Doctor, – verleben Sie dort den Juni und Juli. Trinken Sie den dortigen Brunnen. Dann begeben Sie sich in die Schweiz oder nach Tirol

und machen eine Traubencur durch. Dort verbringen Sie den September und October. . .

»Zum Teufel auch, nach Tirol!« flüsterte Ilja Iljitsch kaum hörbar.

– Dann irgendwohin, in eine trockene Gegend, vielleicht nach Egypten. . .

»Das auch noch!« flüsterte Oblomow.

– Beseitigen Sie die Sorgen und Unannehmlichkeiten . . .

– Sie haben gut reden, – bemerkte Oblomow, – Sie bekommen keine solchen Briefe vom Dorfschulzen. . .

– Sie müssen auch die Gedanken verscheuchen, – fuhr der Doctor fort.

– Die Gedanken?

– Ja, geistige Anstrengung.

– Und der Plan der Gutseinrichtung? Ich bitte Sie, bin ich denn ein Holzklotz. . .

– Wie Sie wollen. Es ist meine Pflicht, Sie zu warnen. Sie müssen auch den Leidenschaften aus dem Wege gehen, sie sind der Cur hinderlich. Sie müssen sich bestreben, sich durch Reiten, Tanzen, durch mäßige Bewegung in der freien Luft und durch angenehme Gespräche, besonders mit Damen, zu zerstreuen, damit das Herz nur von angenehmen Empfindungen und nicht zu stark zum Klopfen gebracht wird.

Oblomow lauschte ihm mit gesenktem Kopfe.

– Dann? – fragte er.

– Dann vermeiden Sie es vor allem, zu lesen und zu schreiben!

Mieten Sie eine Villa, deren Fenster nach dem Süden gerichtet sind, schaffen Sie sich viel Blumen an und bestreben Sie sich Musik und Frauen in der Nähe zu haben. . .

– Und wie soll die Nahrung sein?

– Meiden Sie das Fleisch und überhaupt jede thierische Nahrung, auch die mehligen und salzigen Speisen. Sie können eine leichte Bouillon und Gemüse essen; nehmen Sie sich aber in acht, jetzt droht fast überall die Cholera, so daß man vorsichtig sein muß. . . Sie können acht Stunden täglich gehen. Kaufen Sie sich ein Gewehr .

– O Gott! – stöhnte Oblomow.

– Endlich, – schloß der Doctor, – reisen Sie für den Winter nach Paris und zerstreuen Sie sich dort ohne Bedenken im Wirbel des Lebens. Fahren Sie vom Theater zum Ball, in die Maskerade, aufs Land, auf Besuch, damit um Sie herum Freunde, Lärm, Lachen sind. . .

– Brauche ich vielleicht noch etwas? – fragte Oblomow mit schlecht zurückgehaltenem Ärger.

Der Doctor sann nach.

– Vielleicht sollten Sie noch Meerluft einathmen. Schiften Sie sich in England ein und fahren Sie bis nach Amerika. . .

Er erhob sich und verabschiedete sich.

– Wenn Sie das alles genau befolgen . . . – sagte er.

– Gut, gut, ich befolge es sicher, – antwortete Oblomow sarkastisch, ihn hinausbegleitend.

Der Doctor ließ Oblomow in einem jammervollen Zustande

zurück. Er schloß die Augen, legte beide Hände auf den Kopf, kauerte sich auf dem Sessel zu einem Knäuel zusammen und blieb so sitzen, ohne irgendwo hinzuschauen und ohne etwas zu fühlen.

Hinter ihm ertönte der schüchterne Ruf:

– Ilja Iljitsch!

– Ja? gab er zur Antwort.

– Was soll ich denn dem Verwalter sagen?

– Was denn?

– Wegen dem Ausziehen!

– Du fängst wieder davon an? – fragte Oblomow erstaunt.

– Was soll ich denn thun, Väterchen Ilja Iljitsch? Sagen Sie selbst, mein Leben ist auch so nicht süß, ich schaue schon ins Grab. . .

– Nein, es scheint, daß Du mich mit Deinem Umzug ins Grab jagen willst, – sagte Oblomow. – Hör einmal, was der Doctor sagt!

Sachar fand nichts zu erwidern, er seufzte nur so auf, daß die Zipfel seines Halstuches auf seiner Brust erbeben.

– Du hast beschlossen, mich umzubringen? – fragte Oblomow wieder, – Du bist meiner überdrüssig – ja? Nun, so sprich doch!

– Aber Gott sei mit Ihnen! Leben Sie, so lange Sie wollen! Wer wünscht Ihnen Böses? – brummte Sachar, durch die tragische Wendung, die das Gespräch annahm, ganz verlegen gemacht.

– Du! – sagte Ilja Iljitsch, – ich habe Dir verboten, auch

nur ein Wort vom Umzug zu sagen und Du läßt keinen Tag vorübergehen, ohne mich fünfmal daran zu erinnern. Das verstimmt mich ja, begreife das doch. Meine Gesundheit taugt auch so nicht viel.

– Ich hab’ mir gedacht, Herr. . . . ich hab’ gedacht, warum wir denn eigentlich nicht ausziehen sollen? – sagte Sachar mit vor innerer Erregung bebender Stimme.

– Warum wir nicht ausziehen sollen! Du beurtheilst das so leichtfertig! – antwortete Oblomow, sich zusammen mit dem Sessel zu Sachar umwendend. – Hast Du’s Dir ordentlich überlegt, was es heißt, auszuziehen he? Du hast Dir das gewiß nicht überlegt!

– Ja, ich hab’ mir’s nicht überlegt! antwortete Sachar demüthig, bereit, dem Herrn in allem beizustimmen, um die Sache nur nicht zu pathetischen Szenen kommen zu lassen, die er wie die Pest fürchtete.

– Wenn Du’s Dir nicht überlegt hast, dann höre zu und sage, ob wir umziehen können oder nicht. Was heißt das, umziehen? Das heißt, der Herr soll für den ganzen Tag fortgehen und soll seit dem Morgen angekleidet herumgehen. . .

– Nun, und wenn es so ist? – bemerkte Sachar, – warum sollten Sie nicht für den ganzen Tag fortgehen? Es ist ja ungesund zu Hause zu sitzen. Wie schlecht Sie jetzt ausschauen! Früher waren Sie so frisch wie eine Gurke, und jetzt, seit Sie zu Hause sitzen sehen Sie Gott weiß wie aus. Sie sollten durch die Straßen gehen, sich die Leute oder sonst was anschauen. . . .

– Sprich keinen Unsinn und höre zu, – sagte Oblomow. – Durch die Straßen gehen!

– Ja, wirklich, – fuhr Sachar mit großem Eifer fort. – Man erzählt, daß jetzt ein unerhörtes Ungeheuer gezeigt wird. Sie sollten es sich anschauen. Sie können ja ins Theater oder zum Maskenball gehen, und wir würden hier unterdessen umziehen.

– Was Du für Dummheiten sagst! Du sorgst Dich sehr um die Ruhe Deines Herrn! Ich soll mich, Deiner Meinung nach, den ganzen Tag irgendwo herumtreiben, es macht Dir nichts, daß ich Gott weiß wo und wie essen werde und nach dem Mittagessen mich nicht ausruhen kann! . . . Sie sollen da ohne mich alles einpacken! Wenn man nicht aufpaßt, kommen nur Scherben an. Ich weiß, – sagte Oblomow mit wachsender Überzeugung, – was ein Umzug bedeutet! Das bedeutet einen Wirrwar und Lärm; man wirft alle Sachen in einen Haufen auf den Fußboden. Da ist der Koffer, die Sofalehne, da sind die Bilder, die Pfeifen und allerlei Flaschen dabei, die man sonst niemals sieht, die aber dann, der Teufel weiß woher, auftauchen! Man muß auf alles aufpassen, damit es nicht verloren und zerschlagen wird. . . Die eine Hälfte ist hier, die zweite auf der Fuhre oder in der neuen Wohnung; man will rauchen, greift nach der Pfeife, der Tabak ist aber schon fort. . . Man will sich niedersetzen, hat aber nichts wohin; wenn man etwas anrührt, macht man sich schmutzig; alles ist staubig; man kann sich nicht waschen und muß mit solchen Händen herumgehen, wie Du sie hast. . .

– Ich habe reine Hände, – bemerkte Sachar und zeigte statt

der Hände etwas, das wie zwei Schuhsohlen aussah.

– Zeig' sie mir lieber nicht! – sagte Ilja Iljitsch sich abwendend.  
– Und wenn man trinken will, – sprach er weiter, – und nach der Caraffe greift, ist kein Glas da. . .

– Man kann auch aus der Caraffe trinken! – bemerkte Sachar gutmüthig.

– Ihr haltet's mit allem so: man kann auch nicht fegen und nicht abstauben und keine Teppiche klopfen. Und in der neuen Wohnung, – fuhr Ilja Iljitsch fort, von dem seiner Vorstellung lebhaft erscheinenden Bild des Umzuges selbst hingerissen – wird man in drei Tagen nicht fertig, alles liegt nicht auf seinem Platze, die Bilder stehen an der Wand und liegen auf dem Fußboden, die Galloschen befinden sich auf dem Bett, die Stiefel sind mit dem Thee und der Pomade in einem Bündel. Bald bemerkt man, daß der Fuß des Sessels abgebrochen ist, bald, daß das Glas auf dem Bilde zerbrochen ist, oder daß das Sofa voller Flecken ist. Es ist nichts da, wenn man nach etwas fragt, weiß niemand, wo es ist, man hat es entweder verloren, oder in der alten Wohnung zurückgelassen, jetzt muß man hinlaufen. . .

– Manchmal läuft man zehnmal hin und her, – unterbrach Sachar.

– Ja, siehst Du! – sprach Oblomow weiter. – Und wenn man in der neuen Wohnung des Morgens aufsteht, was ist das dann für eine Qual! Es gibt weder Wasser, noch Kohlen, und im Winter muß man in der Kälte sitzen, die Zimmer sind ausgefroren, man hat aber kein Holz; da muß man herumlaufen und sich eins



ausborgen. . .

– Und was für Nachbarn Gott einem noch schickt, bemerkte Sachar wieder, – bei manchen kann man sich nicht nur kein Bündel Holz, sondern auch nicht einmal einen Krug Wasser ausbitten.

– Na also! – sagte Ilja Iljitsch, – man könnte glauben, daß die Schererei ein Ende hat, wenn man bis zum Abend übersiedelt ist, man hat aber noch zwei Wochen lang zu thun. Man meint, alles ist geordnet. . . Wenn man aber hinschaut, ist richtig etwas noch zurückgeblieben. Die Stores müssen aufgehängt, die Bilder angenagelt werden – man ist ganz erschöpft und möchte gar nicht weiter leben. . . Und die Ausgaben, die Ausgaben. . .

– Vorigesmal, vor acht Jahren, hat's zweihundert Rubel ausgemacht, ich erinnere mich noch ganz genau, – bestätigte Sachar.

– Nun, ist das vielleicht ein Spaß! sagte Ilja Iljitsch. – Und wie unbehaglich man sich anfangs in der neuen Wohnung fühlt! Man gewöhnt sich ja nicht so bald daran. Ich werde auf dem neuen Orte fünf Nächte nicht schlafen können; ich werde traurig sein, wenn ich des Morgens aufstehe und statt des Aushängeschildes des Drechslers mir gegenüber etwas anderes sehe oder wenn jene geschorene Alte nicht vormittags aus dem Fenster herausguckt. . .

– Siehst Du jetzt selbst ein, wozu Du Deinen Herrn bringen wolltest? – fragte Ilja Iljitsch vorwurfsvoll.

– Ich sehe es ein, – flüsterte Sachar demüthig.

– Warum hast Du mir also vorgeschlagen zu übersiedeln? Können denn menschliche Kräfte das alles ertragen?

– Ich habe geglaubt, daß es andere gibt, die nicht schlechter sind als wir und die übersiedeln, daß also auch wir es thun könnten. . . – sagte Sachar.

– Was? Was? – fragte Ilja Iljitsch, sich erstaunt auf seinem Sessel aufrichtend. Was hast Du gesagt?

Sachar wurde plötzlich verlegen, da er nicht wußte, wodurch er seinem Herrn Anlaß zu dem pathetischen Ausrufe und zu der Bewegung gegeben hatte. Er schwieg.

– Andere sind nicht schlechter! – wiederholte Ilja Iljitsch entsetzt, – so weit bist Du also gekommen! Jetzt werde ich wissen, daß ich für Dich ebensogut wie ein »anderer« bin.

Oblomow verneigte sich ironisch vor Sachar und machte ein höchst beleidigtes Gesicht.

– Aber ich bitte, Ilja Iljitsch, stelle ich Sie denn mit irgendwem gleich? . . .

– Geh' mir aus den Augen! – sagte Oblomow befehlend und wies mit der Hand auf die Thür hin, – ich kann Dich nicht sehen. Ah! Die »anderen«! Gut!

Sachar zog sich mit einem tiefen Seufzer zurück.

»Ist das ein Leben!« – brummte er, sich auf die Ofenbank setzend.

»Mein Gott!« stöhnte auch Oblomow, »ich hatte vor, den Morgen nützlicher Arbeit zu widmen, man hat mich aber für den ganzen Tag verstimmt. Und wer denn? Der eigene, ergebene,

erprobte Diener! Was er da gesagt hat! Wie konnte er das nur?«

Es gelang Oblomow lange nicht sich zu beruhigen; er legte sich hin, stand auf, gieng im Zimmer herum und legte sich dann wieder hin. In dem Umstande, daß Sachar ihn bis auf die Stufe der »ändern« herabsteigen ließ, sah er einen Eingriff in seine Rechte auf Sachars ausschließliche Bevorzugung der Person des Herrn allen Menschen gegenüber. Er drang in die Tiefe dieses Vergleiches ein und untersuchte, was die »ändern« und was er seien, in welchem Grade eine solche Parallele möglich und gerecht erscheine und wie groß die ihm durch Sachar zugefügte Beleidigung sei; endlich ob Sachar ihn bewußt gekränkt habe, ob es seine Überzeugung sei, daß man Ilja Iljitsch einem »anderen« gleichstellen könne oder ob das seiner Zunge nur so, ohne Antheilnahme seines Kopfes entschlüpft sei. Das alles hatte Oblomows Eitelkeit verletzt, und er beschloß, Sachar den Unterschied zwischen sich selbst und jenen, die er unter der Benennung »andere« meinte, zu zeigen und ihm auf die ganze Niedertracht seiner Handlung hinzuweisen.

– Sachar! – rief er gedehnt und feierlich.

Als Sachar diesen Ruf hörte, sprang er nicht wie sonst mit den Füßen klopfend von der Ofenbank herab und brummte nicht; er kroch langsam vom Ofen herunter und gieng, alles mit den Händen und den Seiten streifend, langsam und ungern hin, wie ein Hund, welcher der Stimme des Herrn anhört, daß sein Streich entdeckt worden ist und daß man ihn ruft, um ihn zu bestrafen. Sachar öffnete halb die Thür, wagte es aber nicht einzutreten.

– Komm herein! – sagte Ilja Iljitsch.

Trotzdem die Thür sich leicht öffnen ließ, machte Sachar sie so auf, als könne er nicht durchkriechen, blieb deshalb in der Thür stecken und kam nicht herein.

Oblomow saß auf dem Sofarand.

– Komm her! – Er gab nicht nach.

Sachar befreite sich mit Mühe aus der Thür, schloß sie aber gleich hinter sich und lehnte seinen Rücken fest an sie an.

– Hierher! – sagte Ilja Iljitsch, mit dem Finger auf den Platz neben sich hinweisend. Sachar machte einen halben Schritt nach vorwärts und blieb zwei Klafter von der bezeichneten Stelle entfernt stehen.

– Noch! – sagte Oblomow.

Sachar gab sich den Anschein, als schreite er weiter, er bewegte sich aber nur, stampfte mit dem Fuße und blieb auf derselben Stelle. Da Ilja Iljitsch sah, es würde ihm diesmal nicht gelingen, Sachar näher zu locken, ließ er ihn dort stehen und blickte ihn eine Zeitlang schweigend und vorwurfsvoll an. Sachar, der sich bei dieser lautlosen Betrachtung seiner Person unbehaglich fühlte, gab sich den Anschein, daß er den Herrn nicht beachte, wandte ihm mehr als jemals seine Seite zu und warf Ilja Iljitsch in diesem Augenblicke nicht einmal seinen einseitigen Blick zu. Er schaute beharrlich nach links, nach der entgegengesetzten Seite hin. Dort erblickte er einen ihm längst bekannten Gegenstand – die Spinnwebefransen um die Bilder herum und sah in der Spinne einen lebendigen Vorwurf seiner

Nachlässigkeit.

– Sachar! – sagte Ilja Iljitsch leise und würdevoll.

Sachar antwortete nicht; er schien zu denken: »Nun, was willst Du? Einen andern Sachar? Ich stehe ja hier!« und richtete seinen Blick an seinem Herrn vorbei von links nach rechts; er wurde auch dort durch den Spiegel, der mit dichtem Staub wie mit einem Schleier bedeckt war, an sich selbst erinnert; durch diesen Staub hindurch blickte ihn wild und düster, wie durch einen Nebel hindurch, sein eigenes unfreundliches, häßliches Gesicht an. Er wandte seinen Blick unzufrieden von diesem traurigen, ihm nur zu gut bekannten Gegenstand ab und entschloß sich, ihn für einen Augenblick auf Ilja Iljitsch haften zu lassen. Ihre Blicke begegneten sich. Sachar ertrug den Vorwurf nicht, der sich in den Augen des Herrn ausdrückte und senkte die seinigen zu seinen Füßen herab. Hier sah er wieder im Teppich, der von Staub und Flecken durchsetzt war, ein trauriges Zeugnis für den Eifer, den er im herrschaftlichen Dienst äußerte.

– Sachar! – wiederholte Ilja Iljitsch ausdrucksvoll.

– Was wünschen Sie? – flüsterte Sachar kaum hörbar, und fuhr in der Vorahnung einer pathetischen Rede ein wenig zusammen.

– Gib mir Kwaß! – sagte Ilja Iljitsch.

Sachar fiel ein Stein vom Herzen; in seiner Freude stürzte er rasch wie ein Knabe zur Credenz hin und brachte Kwaß.

– Nun, wie fühlst Du Dich? – fragte Ilja Iljitsch sanft, nachdem er aus dem Glas getrunken hatte und es in der Hand hielt, – gewiß

nicht gut?

Der wilde Ausdruck in Sachars Gesicht milderte sich augenblicklich durch den in seinen Zügen aufflammenden Strahl von Reue. Sachar fühlte die ersten Anzeichen des in seiner Brust erwachten und sein Herz erfüllenden Gefühls der Ehrfurcht dem Herrn gegenüber, und begann ihm plötzlich gerade in die Augen zu blicken.

– Fühlst Du Dein Vergehen? – fragte Ilja Iljitsch wieder.

»Was ist das für ein ›Vergehen?‹« dachte Sachar betrübt.  
»Irgendetwas Trauriges; man muß ja gegen seinen Willen weinen, wenn er so zu reden anfängt.«

– Ilja Iljitsch, – begann Sachar mit dem tiefsten Ton, über den seine Stimme zu gebieten hatte, – ich habe nur gesagt, daß . . .

– Nein, warte! – unterbrach ihn Oblomow, – verstehst Du, was Du gethan hast? Da, stelle das Glas auf den Tisch und antworte!

Sachar antwortete nicht und begriff gar nicht, was er verbrochen hatte, doch das hinderte ihn nicht daran, den Herrn ehrfurchtsvoll anzublicken; er senkte sogar ein wenig den Kopf, im Bewußtsein seiner Schuld.

– Wie, willst Du denn kein giftiger Mensch sein? – sagte Oblomow.

Sachar schwieg immer und blinzelte nur ein paarmal heftig.

– Du hast Deinen Herrn gekränkt! – sprach Ilja Iljitsch langsam und sah Sachar starr an, dessen Verlegenheit genießend.  
Sachar wußte nicht, wo er vor Bangigkeit hin sollte.

– Du hast mich ja gekränkt? – fragte Ilja Iljitsch.

»Ich habe Sie gekränkt!« flüsterte Sachar, durch dieses neue *traurige* Wort ganz verwirrt. Er richtete seine Blicke nach rechts, nach links und geradeaus, indem er irgendwo nach Rettung suchte, und an ihm huschte wieder das Spinngewebe, der Staub, sein eigenes Spiegelbild und das Gesicht des Herrn vorüber. »Wenn ich in die Erde sinken könnte! Ach, warum nur der Tod nicht kommt!« dachte er, als er sah, daß er, was er auch beginnen mochte, der pathetischen Scene nicht ausweichen könne. Und er fühlte, daß er immer häufiger und häufiger blinzelte und daß ihm gleich Thränen entströmen würden. Endlich antwortete er dem Herrn mit den Worten eines bekannten Liedes, das er in Prosa gesetzt hatte:

– Wodurch hab' ich Sie denn gekränkt, Ilja Iljitsch? – fragte er fast weinend.

– Wodurch? – wiederholte Oblomow – Hast Du denn darüber nachgedacht, was das heißt die »ändern«?

Er schwieg und blickte Sachar noch immer an.

– Soll ich Dir sagen, was das ist?

Sachar bewegte sich wie der Bär in seiner Höhle und seufzte so auf, daß man es im ganzen Zimmer hörte.

– Der »andere«, den Du meinst, ist ein elender, armer, grober, ungebildeter Mensch, er lebt schmutzig und armselig auf dem Dachboden; er schläft auch auf irgendeinem Kotzen auf dem Hof. Was kann einem solchen Menschen geschehen? Gar nichts. Er frißt Kartoffeln und Hering. Die Noth schleudert ihn aus einer Ecke in die andere, und er läuft den ganzen Tag lang herum. Er

wird also auch in eine neue Wohnung übersiedeln. Zum Beispiel Ljagajew, er nimmt sein Lineal unter den Arm, bindet seine zwei Hemden in ein Taschentuch ein und geht . . . »Wohin gehst Du?« – »Ich übersiedle,« antwortet er. So macht es der »andere«! Und bin ich Deiner Meinung nach auch ein »anderer«, he?

Sachar blickte den Herrn an, trat von einem Fuß auf den andern und schwieg.

– Was ist der »andere«? sprach Oblomow weiter – Der andere ist ein Mensch, der sich selbst die Stiefel putzt, sich selbst ankleidet, wenn er auch wie ein gnädiger Herr aussieht; das ist aber nicht wahr, er weiß nicht einmal, was Dienstboten sind; er hat niemand, den er hinschicken kann, er holt sich selbst, was er braucht; er schürt selbst das Holz im Ofen, staubt manchmal selbst ab . . .

– Es gibt viele solche Deutsche, – sagte Sachar düster.

– Na also! Und ich? Wie glaubst Du, bin ich der »andere«?

– Sie sind ein ganz anderer! – sagte Sachar weinerlich, da er immer noch nicht begriff, was der Herr sagen wollte. – Gott weiß, was Sie haben . . .

– Ich bin ein ganz anderer – ja? Wart', schau einmal, was Du sagst! Denke einmal darüber nach, wie der »andere« lebt? Der »andere« arbeitet ohne auszuruhen, läuft herum, müht sich ab, – sprach Oblomow weiter, – wenn er nicht arbeitet, ißt er auch nicht. Der »andere« macht Bücklinge, der »andere« bittet und erniedrigt sich . . . Und ich? Nun, sage einmal: Was glaubst Du, bin ich der »andere«, was?



– Aber Väterchen, quälen Sie mich nicht so mit traurigen Worten ab! – flehte Sachar. – Ach Du mein Gott!

– Ich bin der »andere«! Renne ich denn herum, arbeite ich denn? Esse ich denn wenig? Sehe ich denn mager und ärmlich aus? Fehlt es mir denn an etwas? Ich glaube, ich habe jemand, der mich bedient und für mich arbeitet! Ich habe mir, Gott sei Dank, seitdem ich lebe, noch kein einzigesmal selbst einen Strumpf angezogen! Warum soll ich mir denn die Mühe machen? Aus welchem Grunde? Und wem muß ich das sagen? Hast Du mich denn nicht seit meiner Kindheit bedient? Du weißt das alles, Du hast gesehen, daß ich verwöhnt worden bin, daß ich niemals Hunger und Kälte gelitten habe, daß ich keine Noth gekannt, mir mein Brot nicht selbst verdient und mich überhaupt nicht mit schwerer Arbeit befaßt habe. Wie hast Du es also gewagt, mich mit anderen zu vergleichen? Besitze ich denn eine solche Gesundheit, wie diese »andern«? Kann ich denn das alles thun und ertragen?

Sachar hatte endgiltig jede Fähigkeit verloren, Oblomows Rede zu verstehen; aber seine Lippen bliesen sich vor innerer Erregung auf; die pathetische Scene donnerte wie ein Gewitter über seinem Haupt. Er schwieg.

– Sachar! – wiederholte Ilja Iljitsch.

– Was wünschen Sie? – zischte Sachar kaum hörbar.

– Gib noch Kwaß her.

Sachar brachte Kwaß, und als Ilja Iljitsch, nachdem er getrunken hatte, ihm das Glas zurückgab, wollte er schnell in sein

Zimmer gehen.

– Nein, nein, warte! – sagte Oblomow, – ich frage Dich: Wie konntest Du Deinen Herrn so bitter kränken, den Du als Kind auf dem Arme getragen hast, dem Du Dein ganzes Leben dienst und der Dein Wohlthäter ist?

Sachar hielt es nicht länger aus. Das Wort *Wohlthäter* gab ihm den Rest! Er begann immer häufiger zu blinzeln. Je weniger er begriff, was Ilja Iljitsch ihm in seiner pathetischen Rede mittheilte, desto trauriger wurde er.

– Verzeihen Sie, Ilja Iljitsch, – begann er reuevoll zu krächzen, – das habe ich aus Dummheit, wirklich nur aus Dummheit . .

Und da Sachar nicht begriff, was er gethan hatte, wußte er nicht, welches Zeitwort er hinzufügen sollte.

– Und ich, – fuhr Oblomow im Ton eines gekränkten und nicht nach seinem Verdienst gewürdigten Menschen fort, – Sorge mich noch Tag und Nacht und mühe mich ab, manchmal flammt mir der Kopf und das Herz stockt; ich schlafe in der Nacht nicht, wälze mich herum und denke immer darüber nach, wie ich es am besten einrichten soll . . . und über wen grüble ich? Für wen? Nur für euch, für die Bauern: folglich auch für Dich Du glaubst vielleicht, wenn Du stehst, daß ich manchmal ganz unter die Decke krieche, daß ich wie ein Klotz daliege und schlafe; nein, ich schlafe nicht, ich denke immer an das eine, wie es einzurichten ist, daß die Bauern an nichts Noth leiden, daß sie ihre Nachbarn nicht beneiden, daß sie beim Strafgericht mich vor Gott nicht anklagen, sondern daß sie für mich beten und mir

nur Gutes nachsagen. Die Undankbaren! – schloß Oblomow mit bitterem Vorwurf.

Die letzten traurigen Worte rührten Sachar endgiltig. Er begann allmählich zu schluchzen.

– Väterchen, Ilja Iljitsch! – flehte er. – Hören Sie auf! Was sagen Sie da, Gott sei mit Ihnen! Ach Du heilige Gottesmutter! Was für ein Unglück hat uns denn so unerwartet betroffen.

– Und Du, – fuhr Oblomow, ohne auf ihn zu hören, fort, – Du solltest Dich schämen, so etwas auszusprechen! Was für eine Schlange ich auf meiner Brust gewärmt habe!

– Eine Schlange! – rief Sachar aus, schlug die Hände zusammen und zuckte so geräuschvoll mit der Schulter, als wären zwanzig Käfer ins Zimmer hereingeflogen und summten drin – Wann habe ich denn von einer Schlange gesprochen? – fragte er schluchzend, – ich sehe nicht einmal im Traum so etwas Häßliches!

Sie hatten beide aufgehört, einander und zum Schluß auch sich selbst zu verstehen.

– Wie hat Deine Zunge nur so etwas aussprechen können? – sprach Ilja Iljitsch weiter – und ich habe noch für ihn auf meinem Plan ein besonderes Haus, einen Gemüsegarten und Pachtkorn bestimmt und ein Gehalt festgesetzt! Du solltest mein Verwalter, mein Majordomus und meine Vertrauensperson sein! Die Bauern sollten sich bis zur Erde vor Dir verneigen; alle sollten Dich immer nur Sachar Trofimitsch nennen! Und er ist immer noch unzufrieden und hat mich unter die »ändern« eingereiht! Das ist

der Lohn! Wie Du Deinen Herrn ehrst!

Sachar schluchzte noch immer, und auch Ilja Iljitsch selbst war aufgeregt. Indem er Sachar ins Gewissen redete, erfüllte er sich tief mit dem Bewußtsein der Wohlthaten, die er den Bauern erwiesen hatte und sprach die letzten Vorwürfe mit zitternder Stimme und mit Thränen in den Augen zu Ende.

– Nun, und jetzt geh’ mit Gott! – sagte er mit versöhnlicher Stimme zu Sachar. – Wart’, gib mir noch Kwaß! Meine Kehle ist mir ganz ausgetrocknet, Du könntest selbst darauf kommen, Du hörst ja, daß Dein Herr heiser ist? So weit hast Du mich gebracht! – Ich hoffe, Du hast Dein Vergehen begriffen, – sagte Ilja Iljitsch, als Sachar den Kwaß gebracht hatte, – und wirst in Zukunft Deinen Herrn nicht mit andern vergleichen. Um Deine Schuld gutzumachen, richte es irgendwie mit dem Hausherrn ein, damit ich nicht zu übersiedeln brauche. So sorgst Du für die Ruhe Deines Herrn. Du hast mich ganz verstimmt und mich eines jeden neuen, nützlichen Gedankens beraubt. Und wem hast Du das geraubt? Dir selbst; ich habe mich ganz euch gewidmet, ich habe mich eurentwegen pensionieren lassen, und sitze hier eingeschlossen. Nun, Gott verzeih’ es Dir! Jetzt schlägt es drei! Es bleiben nur zwei Stunden bis zum Essen; was kann man in zwei Stunden fertigbringen – gar nichts. Und ich habe eine Menge zu thun. Ich werde also den Brief bis zur nächsten Post verschieben und den Plan morgen entwerfen. Nun, und jetzt lege ich mich ein wenig nieder. Ich bin ganz ermattet; laß die Stores herab und schließe fest die Thüren, damit man mich nicht stört;

ich werde vielleicht eine Stunde lang schlafen; und wecke mich um halb fünf. . .

Sachar begann seinen Herrn im Arbeitszimmer von der ganzen Welt abzuschließen; zuerst deckte er ihn selbst zu und steckte die Decke unter ihn, dann ließ er die Stores herab, schloß alle Thüren fest ab und gieng in sein Zimmer.

»Daß Dich der Teufel hol'!« brummte er, sich die Thränenspuen abwischend und auf die Ofenbank steigend. »Ein besonderes Haus, ein Gemüsegarten, ein Gehalt!« sagte Sachar, der nur die letzten Worte verstanden hatte. »Er versteht es traurige Worte zu sagen. Er schneidet damit wie mit einem Messer ins Herz! Hier ist mein Haus und mein Gemüsegarten, hier werde ich auch sterben!« sagte er, wüthend auf die Ofenbank schlagend. »Ein Gehalt! Wenn ich die Zehner und Kupfermünzen nicht sammeln würde, könnte ich mir keinen Tabak kaufen und meine Gevatterin nicht bewirten! Zum Kuckuck auch!. . . Warum nur der Tod nicht kommt!«

Ilja Iljitsch legte sich auf den Rücken, schlief aber nicht gleich ein. Er dachte und dachte und wurde ganz aufgeregt. . .

Ein zweifaches Unglück auf einmal! – sagte er und wickelte sich ganz mit dem Kopf in die Decke ein, – »bitte dem zu widerstehen!«

Aber in Wirklichkeit hatte das zweifache Unglück, d.h. der unheilverkündende Brief des Dorfschulzen und die Übersiedlung in die neue Wohnung, Oblomow zu erregen aufgehört und war nur mehr unter die unangenehmen Erinnerungen eingereiht

worden. »Die Unannehmlichkeiten, mit denen der Dorfschulze droht, sind noch in weiter Ferne,« dachte er, »bis dahin kann sich vieles ändern. Ein Regen könnte das Getreide in besseren Stand setzen; vielleicht ergänzt der Dorfschulze die Zahlungsrückstände, die flüchtigen Bauern werden »wieder in ihren früheren Wohnort eingesetzt werden«, wie er schreibt. Wohin sind diese Bauern geflüchtet?« dachte er und vertiefte sich schon vom künstlerischen Standpunkt aus in die Betrachtung dieses Umstandes. »Sie sind wohl in der Nacht, ohne Brot in der Nässe fortgelaufen. Wo haben sie denn geschlafen? Doch nicht im Wald? Da kann man doch gar nicht sitzen! Im Bauernhaus stinkt es zwar, aber es ist wenigstens warm. . . Warum rege ich mich denn auf?« dachte er. »Der Plan ist ja bald fertig – warum mache ich mir denn jetzt schon Angst? Ach, wie ich doch bin . . .« Der Gedanke an den Umzug beunruhigte ihn etwas mehr. Das war das neuere, spätere Unglück; doch in Oblomows ruhigem Geiste war auch dieses Factum in das Stadium der Geschichte übergegangen. Trotzdem er die Unvermeidlichkeit dieses Umzugs dunkel ahnte, umsomehr, als jetzt Tarantjew sich mit dieser Angelegenheit befaßte, schob er im Geiste dieses aufregende Ereignis seines Lebens doch wenigstens um eine Woche hinaus und hatte auf diese Weise volle acht Tage der Ruhe gewonnen! »Und *vielleicht* würde Sachar alles noch so einzurichten versuchen, daß der Umzug überhaupt unnöthig wurde; *möglicherweise* würde es auch so gehen. Der Umbau könnte auf den nächsten

Sommer verschoben oder auch ganz aufgegeben werden. Die Sache würde sich schon *irgendwie* einrichten lassen! Man konnte doch nicht thatsächlich umziehen! . . .« So regte er sich abwechselnd auf und beschwichtigte sich selbst, und fand endlich in diesen versöhnenden und beruhigenden Worten: *vielleicht, möglicherweise, irgendwie* auch diesmal, was er stets gefunden hatte, ein ganzes Arsenal von Hoffnungen und Tröstungen, wie sie in der Bundeslade unserer Väter eingeschlossen waren, es gelang ihm auch im gegenwärtigen Augenblick sich damit vor dem zweifachen Unglück zu schützen. Schon umfieng eine angenehme, leichte Starrheit seine Glieder und begann seine Gefühle ganz leicht mit Schlaf zu umnebeln, wie die ersten, schüchternen Fröste die Oberfläche der Gewässer trüben; noch ein Augenblick und sein Bewußtsein würde Gott weiß wohin fortfliegen, aber plötzlich erwachte Ilja Iljitsch und öffnete die Augen.

»Ich habe mich ja nicht gewaschen! Das geht doch nicht! Ich habe ja auch noch nichts gethan,« flüsterte er. »Ich wollte den Plan aufs Papier bringen, habe es aber nicht gethan, habe weder dem Kreisrichter, noch dem Gouverneur geschrieben, habe einen Brief an den Hausherrn angefangen und ihn nicht beendet, habe die Rechnungen nicht durchgeschaut und kein Geld herausgegeben – der ganze Morgen ist verloren gegangen!«

Er sann nach. . .

»Was ist denn das? Und der »andere« würde das alles gethan haben!« tauchte es in seinem Kopfe auf. »Der andere, der

andere. . . Was ist denn das der ›andere‹?«

Er vertiefte sich in das Vergleichen seiner selbst mit dem »anderen«. Er dachte und dachte und jetzt begann er sich über den »anderen« eine Vorstellung zu bilden, die derjenigen, die er Sachar beigebracht hatte, ganz entgegengesetzt war. Er mußte zugeben, daß der andere alle Briefe fertiggebracht hätte, ohne daß *welcher* und *daß* aufeinandergestoßen wären; der andere würde auch in die neue Wohnung übersiedelt sein, hätte den Plan verwirklicht und wäre aufs Gut gefahren.

»Auch ich könnte ja alles das thun. . . . « dachte er. »Mir scheint, ich sollte ja auch schreiben können; ich habe doch früher compliciertere Sachen als Briefe geschrieben! Wohin ist denn mein ganzes Wissen verschwunden? Und was ist es denn für eine Kunst zu übersiedeln? Man braucht nur zu wollen! Der »andere« trägt auch nie einen Schlafrock,« ergänzte er noch die Charakteristik des anderen; »der ›andere‹ » . . . . hier gähnte er. . . . »schläft fast gar nicht. . . . Der andere genießt das Leben, kommt überall hin, sieht alles, ihn interessiert alles. . . . Und ich! ich . . . . bin nicht der ›andere‹!« – sagte er schon traurig und versank in tiefe Nachdenklichkeit. Er zog sogar den Kopf aus der Decke heraus.

Es kam einer der klaren, bewußten Momente in Oblomows Leben. Entsetzen erfaßte ihn, als in seiner Seele plötzlich eine lebendige, klare Vorstellung von dem Schicksal und der Bestimmung der Menschen erstand, als er zwischen dieser Bestimmung und seinem eigenen Leben eine flüchtige Parallele



zog und als in seinem Kopfe verschiedene Lebensfragen eine nach der andern erwachten, und furchtsam, im Durcheinander aufwirbelten, wie Vögel, die ein plötzlicher Sonnenstrahl in der schlummernden Ruine erweckt hat. Sein Mangel an geistiger Regsamkeit, das geringe Wachsthum seiner sittlichen Kräfte und die Schwere, die ihm in allem hinderlich war, kränkte ihn und stimmte ihn traurig; an ihm fraß der Neid, daß andere so voll und ganz leben, während auf den schmalen, armseligen Pfad seiner Existenz ein schwerer Stein geworfen zu sein schien. In seiner schüchternen Seele erstand das qualvolle Bewußt sein, daß viele Saiten seiner Natur gar nicht geweckt worden waren, daß einige nur sehr leise berührt wurden und keine einzige ganz ausgeklungen war. Und dabei fühlte er schmerzlich, daß in ihm wie in einem Grab etwas Schönes, Lichtes eingeschlossen war, das jetzt vielleicht schon todt war oder wie Gold in dem Schoß des Berges eingeschlossen lag und daß es schon längst Zeit war, dieses Gold in Scheidemünzen zu verwandeln. Aber dieser Schatz war schwer und tief mit Unrath und angeschwemmtem Schutt belastet. Jemand schien die ihm vom Leben und von der Welt zugedachten Schätze gestohlen und in seiner eigenen Seele vergraben zu haben. Etwas hinderte ihn daran, sich ins Leben zu stürzen und mit vollen Segeln des Verstandes und des Willens hinaufzufliegen. Ein heimlicher Feind hatte ihn beim Beginn seines Weges mit seiner schweren Hand belastet und ihn vom geraden Pfad der menschlichen Bestimmung weit fortgeschleudert. . . . Und ihm

schien, er könnte aus dem Dickicht und der Wildnis niemals herausfinden. Der Wald um ihn herum und in seiner Seele wird immer dichter und dunkler; der Pfad verwildert immer mehr und mehr; das klare Bewußtsein erwacht immer seltener und weckt die schlummernden Kräfte nur für Augenblicke auf. Der Verstand und der Wille sind längst paralysiert und wie es scheint für immer. Die Ereignisse seines Lebens haben einen mikroskopischen Umfang angenommen, er wird aber auch damit nicht fertig; er geht nicht von einem Ereignis zum andern über, sondern wird von ihnen wie von einer Welle auf die andere geschleudert, er hat nicht die Macht, dem einen seine Willenskraft entgegenzustemmen oder sich von einem zweiten vernünftig hinreißen zu lassen. Diese heimliche Selbstbeichte erweckte in ihm ein bitteres Gefühl. Fruchtloses Bedauern der Vergangenheit, brennende Gewissensbisse verwundeten ihn wie Nadeln, und er bot alle seine Kräfte auf, um die Last dieser Vorwürfe von sich abzuschütteln, außerhalb seiner Person einen Schuldigen zu finden und auf ihn seinen Stachel zu richten. Aber auf wen? . . . »Das alles ist. . . .Sachars Schuld!« flüsterte er. Er erinnerte sich an die Details der Scene mit Sachar, und sein Gesicht erglühete vor Scham. »Wenn das jemand gehört hätte! . . .« dachte er, bei diesem Gedanken erstarrend. »Gott sei Dank, daß Sachar es niemand wiedergeben kann; man würde es ihm auch nicht glauben; Gott sei Dank!«

Er seufzte, verfluchte sich, wälzte sich von einer Seite auf die andere, suchte nach dem Schuldigen und fand ihn nicht. Sein

Ächzen und Seufzen drang sogar bis an Sachars Ohren.

»Wie der Kwaß ihn dort aufbläst!« brummte Sachar zornig.

»Warum bin ich denn so?« fragte Oblomow sich fast weinend und steckte den Kopf wieder unter die Decke »Warum?« Nachdem er erfolglos nach einem Feind gesucht hatte, der ihn daran hinderte, wie es sich gehört, wie die »andern« zu leben, seufzte er, schloß die Augen und nach ein paar Minuten begann wieder der Schlummer seine Empfindungen allmählich zu fesseln. »Ich möchte . . . auch. . .« sagte er, mit Anstrengung blinzeln, »irgendetwas thun. . . Hat die Natur mich denn so stiefmütterlich behandelt. . . . Aber nein, ich kann mich, Gott sei Dank, nicht beklagen. . . .« Dann folgte ein versöhnender Seufzer. Er kehrte von der Erregung zu seinem normalen Zustand, zu der Ruhe und Apathie zurück. »Das ist mein Schicksal. . . Was soll ich denn thun? . . .« flüsterte er mit Mühe vom Schlaf überwältigt. »Um zwei Tausend weniger. . .« sagte er plötzlich laut im Schlaf. »Gleich, gleich, warte. . .« und wachte halb auf. »Es wäre aber. . . interessant zu erfahren. . . warum ich. . . so bin. . . ?« flüsterte er wieder. Seine Lider schlossen sich ganz. »Ja warum? . . Wahrscheinlich. . . darum. . .« bestrebte er sich zu sagen, doch es gelang ihm nicht.

Er kam also nicht auf die Ursache. Die Zunge und die Lippen erstarrten augenblicklich auf dem halben Satz und blieben halb geöffnet. Anstatt eines Wortes ertönte wieder ein Seufzer und dann hörte man das gleichmäßige Schnarchen eines ruhig schlafenden Menschen.

Der Schlaf hielt den langsamen, trägen Gang seiner Gedanken auf und versetzte ihn in einem einzigen Augenblick in eine andere Epoche, zu andern Menschen, an einen andern Ort, wohin der Leser und wir ihm im nächsten Capitel folgen werden.

# IX

## Oblomows Traum

Wo sind wir? In welchen gesegneten Erdwinkel hat uns Oblomows Traum entführt? Was das für eine herrliche Gegend ist! Es gibt dort zwar kein Meer, keine hohen Berge, keine Felsen und Abgründe, keine Urwälder – nichts Grandioses, Wildes und Düsteres! Wozu braucht man denn dieses Wilde und Grandiose? Zum Beispiel das Meer! Wir brauchen es nicht! Es stimmt den Menschen nur traurig. Wenn man es anschaut, möchte man weinen. Das Herz erfüllt sich angesichts dieser unübersehbaren Gewässer mit Angst, der durch die Eintönigkeit dieses endlosen Bildes ermüdete Blick kann nirgends ausruhen. Das Brüllen und wilde Rollen der Wogen liebken nicht das verzärtelte Ohr. Sie murmeln seit dem Urbeginn der Welt immer ein und dasselbe düstere, räthselhafte Lied; und immer sind darin dieselben Seufzer, dieselben Klagen eines zur Qual verurtheilten Ungeheuers und dieselben durchdringenden, drohenden Stimmen zu hören. Die Vögel zwitschern nicht ringsherum; nur die schweigenden Möwen flattern gleich Verurtheilten traurig am Ufer herum und kreisen über dem Wasser.

Das Brüllen der Thiere ist machtlos bei diesem Stöhnen

der Natur, auch die Stimme des Menschen ist nichtig und der Mensch selbst ist so klein und schwach und verschwindet spurlos unter den Einzelheiten des unendlichen Bildes! Vielleicht ist das der Grund, warum der Anblick des Meeres ihn so bedrückt. Nein, wir brauchen kein Meer! Selbst dessen Stille und Reglosigkeit lassen in der Seele kein freudiges Gefühl aufkommen; in dem kaum sichtbaren Beben der Wassermasse sieht der Mensch immer dieselbe unfäßbare, wenn auch schlummernde Macht, welche seinen stolzen Willen manchmal so tückisch verhöhnt und seine kühnen Pläne und all seine Arbeit und Mühe so tief begräbt.

Berge und Abgründe stimmen den Menschen auch nicht heiter. Sie sind drohend und furchtbar, wie die entblößten, auf ihn gerichteten Krallen und Zähne eines wilden Thieres; sie erinnern uns zu lebhaft an unsere sterbliche Beschaffenheit und flößen uns Angst und Bangigkeit um unser Leben ein. Und der Himmel sieht dort über den Felsen und Abgründen so fern und unerreichbar aus, als hätte er sich von den Menschen losgesagt.

Der friedliche Winkel, in dem unser Held sich plötzlich befand, war anderer Art. Der Himmel scheint sich dort noch näher an die Erde zu schmiegen, aber nicht um noch mächtiger seine Pfeile herabzuschleudern, sondern nur um sie fester und liebevoller zu umfassen. Er dehnt sich so niedrig über dem Kopfe aus, wie das verläßliche Dach eines Elternhauses, um den auserkorenen Winkel vor allerlei Mißgeschick zu schützen.

Die Sonne scheint dort hell und heiß fast ein halbes Jahr lang

und verschwindet dann langsam und gleichsam ungern von dort, als wende sie sich noch zwei-, dreimal nach dem geliebten Ort hin, um ihn im Herbst, zur Zeit des Unwetters, mit einem klaren, warmen Tage zu beschenken.

Die Berge scheinen dort nur die Modelle jener furchtbaren, irgendwo errichteten Ungethüme zu sein, die die Phantasie erschrecken. Es ist eine Reihe abschüssiger Hügel, von denen es angenehm ist im Herumtollen auf dem Rücken herabzurutschen, oder auf denen es sich gut sitzen läßt, wenn man der scheidenden Sonne sinnend das Geleite gibt.

Der Fluß fließt lustig, spielend und scherzend dahin; bald dehnt er sich zu einem breiten Teich aus, bald eilt er als ein schneller Streifen vorwärts, oder er verlangsamt seinen Lauf, wie in tiefes Sinnen versunken, und kriecht kaum sichtbar über die Steine hin, indem er seitwärts fröhliche Bäche entspringen läßt, bei deren Rauschen es süß zu schlummern ist.

Der ganze Winkel bildet fünfzehn, zwanzig Werst in der Runde eine Reihe malerischer, fröhlicher und lachender Landschaften. Die sandigen, steilen Ufer des klaren Flusses, das vom Hügel zum Wasser herabsteigende niedere Gebüsch, der sich krümmende Graben, mit einem Quell auf dem Grunde und der Birkenhain, – das alles schien mit Absicht zusammengestellt und von einer Meisterhand gemalt zu sein.

Das von Stürmen ermüdete oder das ganz unberührte Herz verlangt darnach, sich in diesen von allen vergessenen Winkel zu verstecken und dort ein von niemanden gekanntes Glück zu

empfinden. Alles verspricht dort ein ruhiges, langes Leben, bis die Haare vergilben, und einen unmerklichen, schlafähnlichen Tod.

Der Jahreskreis vollzieht sich dort regelmäßig und ungestört; zu der vom Kalender verkündeten Zeit beginnt im März der Frühling, eilen die schmutzigen Bäche von den Hügeln herab, thaut die Erde auf und läßt einen warmen Dampf aufsteigen. Der Bauer wirft den Schafpelz ab, geht im Hemd hinaus und bewundert lange die Sonne, die Augen mit der Hand schützend und freudig die Schultern reckend; dann faßt er den umgeworfenen Wagen bald an der einen und bald an der zweiten Deichsel, oder betrachtet und stößt mit dem Fuß den träge im Schuppen liegenden Pflug, indem er sich zu der gewohnten Arbeit vorbereitet. Im Frühling kommen keine plötzlichen Schneegestöber vor, die die Felder verschütten und die Bäume unter der Last des Schnees zusammenbrechen lassen. Der Winter behält wie eine unnahbare, kalte Schöne ihren Charakter bis zur gesetzlichen Zeit der Wärme bei; er neckt nicht durch Thauwetter und läßt nicht unter unerhörten Frösten ächzen; alles geschieht nach der gewohnten, von der Natur vorgeschriebenen Ordnung. Im November beginnt der Schnee und Frost, der sich zu den Drei Königen so verstärkt, daß der Bauer, der für einen Augenblick sein Haus verläßt, bestimmt mit Reif auf dem Bart zurückkehrt, und im Februar fühlt eine feine Nase in der Luft schon das linde Wehen des nahen Frühlings.

Aber der Sommer ist in dieser Gegend besonders berückend.



Dort muß man die frische, trockene Luft, die nicht mit Citronen und Lorbeer getränkt, sondern einfach vom Geruch von Wermut, Fichten und Faulbaum erfüllt ist, suchen; dort findet man die klaren Tage, die manchmal heißen, doch nie sengenden Sonnenstrahlen und einen fast drei Monate lang wolkenlosen Himmel. Wenn die klaren Tage sich einstellen, dauern sie drei, vier Wochen lang; die Abende sind dort warm und die Nächte schwül. Die Sterne flimmern so freundlich, so herzlich auf dem Himmel. Wenn es regnet, ist es ein wohlthuender Sommerregen. Er strömt schnell und reichlich herab und hüpfet fröhlich wie die großen, heißen Thrämentropfen eines plötzlich erfreuten Menschen; und sowie er aufgehört hat, betrachtet die Sonne wieder mit einem hellen, liebevollen Lächeln die Felder und Hügel und trocknet sie; und das ganze Land lächelt wieder glücklich wie um die Sonne zu begrüßen. Der Bauer bewillkommt freudig den Regen. »Der Regen wäscht, die Sonne trocknet!« sagt er, das Gesicht, die Schultern und den Rücken freudig den warmen Tropfen preisgebend. Die Gewitter sind dort nicht furchtbar, sondern nur wohlthuend; sie treffen immer zu derselben, für sie eingesetzten Zeit ein und vergessen fast niemals den Eliastag, wie um die bekannte Volksüberlieferung aufrechtzuerhalten.

Auch die Zahl und Stärke der Donnerschläge scheint jährlich dieselbe zu sein, als hätte der Staat dem ganzen Land aus seiner Schatzkammer ein bestimmtes Maß Elektrizität überwiesen. Man hört in dieser Gegend von keinerlei Stürmen

und Verwüstungen. Niemand hat jemals in der Zeitung von diesem gottbegnadeten Winkel etwas Ähnliches gelesen. Und man würde nie etwas darüber drucken, und von dieser Gegend etwas erfahren, wenn die Bauerswitwe Marwa Kulkowa, 28 Jahre alt, nicht auf einmal vier Kinder zur Welt gebracht hätte, wovon, o Schrecken, selbst in den Zeitungen zu lesen war.

Der Herr strafte dieses Land weder mit der ägyptischen noch mit sonst irgendeiner Seuche. Niemand von den Einwohnern kann sich an irgendwelche furchtbare Himmelszeichen, an Feuerbälle oder an plötzliche Dunkelheit erinnern; es gibt dort keine giftigen Schlangen; die Heuschrecken fliegen nicht dorthin; es gibt dort weder brüllende Löwen noch Tiger und nicht einmal Bären und Wölfe, weil keine Wälder da sind. Auf den Feldern und im Dorfe irren nur zahlreiche kauende Kühe, blökende Schafe und glucksende Hühner herum.

Gott weiß, ob ein Dichter oder Träumer sich mit der Art des friedlichen Winkels befreundet hätte. Diese Herren lieben es, wie bekannt, den Mond zu betrachten und den Trillern der Nachtigall zu lauschen. Sie lieben eine kokette Luna, die sich in rauchige Wolken kleidet, geheimnisvoll durch die Baumzweige schimmert oder silberne Strahlengarben in die Augen ihrer Anbeter schüttet. Und hier zu Lande wußte man nichts von einer Luna – alle nannten sie Mond. Er blickte die Dörfer und Felder gutmüthig, wie mit weit offenen Augen an und erinnerte sehr an einen gut geputzten Präsentierteller aus Messing.

Vergeblich hätte der Dichter ihn mit verzückten Augen

betrachtet; er würde den Dichter ebenso einfältig anblicken, wie eine rundwangige Dorfschöne die leidenschaftlichen, beredten Blicke des städtischen Hofmachers erwidert.

Man hörte in dieser Gegend auch keine Nachtigallen, vielleicht, weil es dort keine schattigen Lauben und keine Rosen gab; dafür gibt es dort eine Menge Wachteln! Im Sommer, bei der Ernte, fangen die Bauernjungen sie mit den Händen. Man glaube aber nicht, daß die Wachteln dort einen Gegenstand gastronomischen Genusses bildeten – nein, eine solche Verderbtheit der Sitten war zu den Einwohnern des Landes nicht gedungen. Die Wachtel ist ein Vogel, der von Urbeginn an nicht zum Essen bestimmt war. Er erfreute dort die Menschen durch seinen Gesang; darum hieng fast in jedem Hause unter dem Dache eine Wachtel in einem Hanfkäfig.

Der Dichter und Träumer wäre auch von der Gesamtansicht dieser bescheidenen und ungekünstelten Gegend nicht befriedigt. Es würde ihm nicht gelingen, dort einen Abend in schweizerischer oder schottischer Art zu sehen, da die ganze Natur, der Wald, das Wasser, die Wände der Hütten und die sandigen Hügel, alles in purpurnem Widerschein erglüht; wenn sich auf dem rothen Hintergrunde eine der sich schlängelnden, sandigen Straße folgende Cavalcade von Männern scharf abhebt, die irgendeine Lady auf ihrer Spazierfahrt nach einer düstern Ruine begleitet haben und die in das sichere Schloß eilen, wo sie eine vom Großvater erzählte Episode aus dem Krieg der zwei Rosen, eine Gemse zum Abendessen und eine von einer jungen

Miß zur Laute gesungene Ballade erwartet, Bilder, mit denen Walter Scott unsere Phantasie so reich bevölkert hat. Nein, in unserer Gegend gab es nichts Ähnliches.

Wie still und schläfrig ist alles in den drei, vier Dörfchen, aus denen der Winkel besteht! Sie waren nicht weit voneinander entfernt und schienen zufällig von einer Riesenhand hingeworfen zu sein, sich nach allen Richtungen hin zerstreut zu haben und seitdem so dazuliegen. Die eine Hütte, die an den Absturz des Grabens hingerathen ist, hängt seit undenkbaren Zeiten so da, indem sie mit der einen Hälfte in der Luft hängt und sich auf drei Pfähle stützt. Drei, vier Generationen hatten ruhig und glücklich darin gelebt. Es scheint, ein Huhn sollte sich hineinzugehen fürchten, darin lebt aber mit seiner Frau Onissim Suslow, ein solider Mann, der sich seiner vollen Größe nach in seiner Wohnung nicht aufstellen könnte. Nicht jeder kann in Onissims Hütte eintreten; nur wenn der Besucher sie darum bittet, den Rücken dem Wald und den Eingang ihm zuzuwenden (Häufig wiederkehrende Beschwörungsformeln in russischen Märchen.) . Die Stufen hiengen über dem Graben, und man mußte, um mit dem Fuße hinaufzugelangen, sich mit der einen Hand am Gras und mit der zweiten am Dach des Hauses festhalten und dann geradeaus auf die Stufen steigen. Ein zweites Haus klebte wie ein Schwalbennest am Hügel; drei Häuser stehen hier zufällig beisammen und zwei andere befinden sich ganz auf dem Grunde des Grabens.

Im Dorf ist alles still und schläfrig; die Hütten stehen

weit offen; man sieht keine Seele; nur die Fliegen wirbeln in Wolken herum und summen in der Hitze. Wenn man ins Haus tritt, ruft man vergeblich laut nach jemand. Todtes Schweigen ist die Antwort; selten ertönt das schmerzliche Stöhnen oder dumpfe Husten einer alten Frau, die auf dem Ofen ihren Tod erwartet, oder es erscheint hinter dem Wetterverschlag ein bloßfüßiges, langhaariges dreijähriges Kind, das nichts als ein Hemd anhat, den Eintretenden schweigend und starr anblickt und sich schüchtern wieder versteckt. Dieselbe tiefe Stille und derselbe Frieden liegen auch auf den Feldern; nur hie und da krabbelt auf dem schwarzen Acker, wie eine Ameise, ein von der Hitze gesengter Bauer herum, indem er dem Pfluge folgt und sich in Schweiß badet.

Stille und durch nichts gestörte Ruhe herrschen auch in den Sitten der Menschen in dieser Gegend. Es hat dort niemals Diebstahl, Mord oder irgendwelche schreckliche Zufälle gegeben; weder starke Leidenschaften, noch kühne Unternehmungen regten hier die Gemüther auf. Und was für Leidenschaften und Unternehmungen konnten sie aufregen? Jeder kannte dort sich selbst. Die Einwohner dieser Gegend lebten in großer Entfernung von andern Menschen. Die nächsten Dörfer und die Kreisstadt waren fünfundzwanzig und dreißig Werst von ihnen entfernt. Die Bauern brachten zu einer bestimmten Zeit das Getreide zum nächsten Hafen an der Wolga hin, welcher ihr Kolchis und ihre Herkulesssäulen war, und dann fuhren manche von ihnen einmal im Jahre auf den Jahrmarkt –

außer diesen hatten sie keinerlei Beziehungen zu irgendjemand. Ihre Interessen waren auf sie selbst gerichtet und kreuzten und berührten keine fremden Angelegenheiten. Sie wußten, daß achtzig Werst von ihnen entfernt die Gouvernementsstadt lag, doch nur wenige waren dort gewesen; dann wußten sie, daß sich irgendwo weiter Saratow und Nischnij-Nowgorod befanden; sie hatten auch gehört, daß es Moskau und Petersburg gab und daß hinter Petersburg Franzosen und Deutsche lebten, aber weiter begann für sie, wie für die Alten eine dunkle Welt, unbekannte Länder, die mit Ungeheuern, zweiköpfigen Menschen und Riesen bevölkert waren; dann folgte völlige Finsternis und endlich schloß alles mit dem Tisch, der die Erde trägt. Und da ihr Winkel nicht an der Fahrstraße lag, konnte man auch gar nicht zu den neuesten Nachrichten darüber, was auf der weiten Welt vorgieng, kommen; die Holzgeschirrhändler wohnten nur zwanzig Werst von ihnen entfernt und wußten nicht mehr als sie. Sie hatten nicht einmal etwas, womit sie ihr Leben vergleichen konnten, ob sie gut oder schlecht lebten, ob sie reich oder arm waren und ob man sich noch etwas wünschen konnte, das andere besaßen. Die glücklichen Menschen lebten in der Meinung, daß es nicht anders sein könne und dürfe und waren davon überzeugt, daß auch alle anderen ebenso wie sie lebten und daß es eine Sünde sei, anders zu leben. Sie würden es auch gar nicht glauben, wenn man ihnen sagen würde, daß andere Menschen irgendwie anders pflügten, säeten, mähten und verkauften. Was für Leidenschaften und Aufregungen konnten

sie denn haben? Sie hatten wie alle Menschen ihre Sorgen und Schwächen, so die Einzahlung der Steuer oder des Pachtzinses, außerdem kannten sie die Trägheit und den Schlaf; doch das alles kam ihnen billig zu stehen, ohne daß ihr Blut in Wallung kam.

In den letzten fünf Jahren starb von den einigen hundert Seelen niemand, noch eines gewaltsamen, weder eines natürlichen Todes. Und wenn dort jemand vor Alter oder von einer chronischen Krankheit in den ewigen Schlaf übergieng, konnte man sich über einen so ungewöhnlichen Fall gar nicht genug wundern. Es fiel ihnen aber dabei gar nicht als etwas Besonderes auf, daß zum Beispiel der Schmied Taraß sich selbst in seiner Erdhütte fast zu Tode verbrannte, so daß man ihn mit Wasser begießen mußte, um ihn wieder zur Besinnung zu bringen.

Von den Verbrechen war eines, das ist das Stehlen von Erbsen und Rüben aus den Gemüsegärten, sehr verbreitet, und eines Tages verschwanden zwei junge Schweine und ein Huhn, ein Ereignis, das die ganze Umgegend empörte und das einstimmig mit der am vorhergehenden Tage vorübergefahrenen Fuhrenpartie, die mit Holzgeschirr zum Markt fuhr, in Zusammenhang gebracht wurde. Sonst waren Zufälle jeder Art sehr selten. Eines Tages wurde übrigens hinter dem Gehege im Graben bei der Brücke ein liegender Mensch gefunden, der wohl zu der in die Stadt wandernden Arbeiterpartie gehörte. Die Dorfjungen hatten ihn zuerst bemerkt und brachten ganz entsetzt ins Dorf die Nachricht, daß im Graben ein furchtbarer

Drachen oder Werwolf daliege, wobei sie hinzudichteten, er hätte sie fangen wollen und hätte Kusjka fast aufgegessen. Die muthigeren Bauern bewaffneten sich mit Heugabeln und Hacken und begaben sich in einem Haufen zum Graben.

– Wohin wollt ihr? – hielten die Alten sie zurück, – sitzt euch der Kopf zu fest am Nacken? Was habt ihr dort zu suchen? Laßt's gehn; man treibt euch ja nicht hin.

Aber die Bauern machten sich trotzdem auf den Weg und begannen fünfzig Klafter von der Stelle entfernt das Ungeheuer mit verschiedenen Stimmen zu rufen; sie erhielten keine Antwort; sie blieben stehen; dann rückten sie wieder vorwärts. Im Graben lag ein Bauer und stützte seinen Kopf auf den Hügel; neben ihm lag ein Sack und ein Stock, auf dem zwei Paar Bastschuhe hiengen. Die Bauern wagten weder nahe heranzukommen, noch ihn zu berühren.

– He! Bruder! – schrieen sie der Reihe nach und kratzten sich dabei bald den Nacken bald den Rücken, – wie heißt Du? Wer bist Du? He, Du! Was hast Du hier zu suchen?

Der Fremde machte eine Bewegung, um den Kopf zu heben es gelang ihm jedoch nicht; er war wohl krank oder sehr müde.

Einer der Bauern wollte ihn mit der Heugabel berühren.

– Laß ihn, laß ihn! – schrien viele auf einmal, – wer weiß, wie er ist. Du siehst, er redet nicht; vielleicht ist er irgendsoeiner. . . Rührt ihn nicht an, Kinder! Kommt, – sagten einige; – wirklich, kommt; was ist er uns denn, etwa ein Vetter? Es kann einem dabei noch was geschehen!



Und alle kehrten ins Dorf zurück und berichteten den Alten, daß dort ein Fremder liege, nichts spreche und Gott weiß was er für einer sei. . . .

Wenn's ein Fremder ist, dann rührt ihn nicht an! – sagten die Alten, auf der Hausschwelle sitzend und die Ellbogen auf die Knie stützend, – laßt ihn in Ruh'! Ihr hättet gar nicht hingehen sollen!

So war der Winkel, in den Oblomow durch den Traum plötzlich zurückversetzt wurde. Von den drei oder vier dort zerstreuten Dörfchen hieß eines Sosnowka und ein zweites Wawilowka, beide in der Entfernung einer Werst voneinander gelegen. Sosnowka und Wawilowka waren das erbliche Besitzthum des Geschlechts der Oblomow und waren darum unter dem gemeinsamen Namen Oblomowka bekannt. In Sosnowka befand sich das Herrschaftshaus und sie bildete die Residenz. Fünf Werst von Sosnowka entfernt lag der kleine Flecken Werchljowo, der auch einst den Oblomows gehört hatte und längst in andere Hände übergegangen war, und noch einige zu diesem Flecken gehörige, hie und da zerstreute Hütten. Der Flecken gehörte einem reichen Gutsbesitzer, der sich auf seinem Gut niemals sehen ließ; er wurde von einem Verwalter deutscher Abstammung bewirtschaftet. Das ist die ganze Geographie dieses Winkels.

Ilja Iljitsch ist des Morgens in seinem kleinen Bettchen erwacht. Er ist nur sieben Jahre alt. Ihm ist leicht und froh zumuthe. Wie hübsch, rothwangig und dick er ist! Solche runde

Wangen bringt mancher Schelm selbst dann nicht zuwege, wenn er die seinigen mit Absicht aufbläst. Die Kindsfrau wartet auf sein Erwachen. Sie beginnt ihm die Strümpfchen anzuziehen; er widersetzt sich, tollt herum, strampelt mit den Beinen, die Kindsfrau fängt ihn und beide lachen. Endlich ist es ihr gelungen ihn auf die Füße zu stellen; sie wäscht ihn, kämmt sein Köpfchen und führt ihn zu der Mutter hin. Als Oblomow die längst verstorbene Mutter erblickte, erbebt er selbst im Traum vor Freude und heißer Liebe zu ihr, aus seinen Wimpern rannen im Schlaf langsam zwei warme Thränen hervor und blieben reglos stehen. Die Mutter bedeckte ihn mit leidenschaftlichen Küssen, betrachtete ihn mit gierigen, besorgten Augen, um zu sehen, ob seine Äuglein nicht trüb seien, fragte, ob ihm nichts weh thue, erkundigte sich bei der Kindsfrau, ob er ruhig geschlafen habe, ob er in der Nacht nicht erwacht sei, ob er sich im Schlaf nicht herumgewälzt und ob er kein Fieber gehabt habe; dann nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn zum Heiligenbild. Dort kniete sie nieder und sagte ihm, ihn mit der einen Hand umfassend, die Worte des Gebetes vor. Der Knabe wiederholte sie zerstreut und blickte ins Fenster, aus dem Kühle und Fliederduft sich ins Zimmer ergoß.

– Mamachen, gehen wir heute spazieren? – fragte er plötzlich mitten im Gebet.

– Ja, Herzchen, – sagte sie eilig, ohne die Augen vom Heiligenbild abzuwenden, und sprach die heiligen Worte rasch zu Ende.

Der Knabe wiederholte sie träge, aber die Mutter legte ihre ganze Seele hinein. Dann giengen sie zum Vater, und dann zum Thee.

Am Theetisch sah Oblomow die bei ihnen wohnende uralte, achtzigjährige Tante, die unablässig über ihre Dienerin brummte, die vor Alter mit dem Kopf wackelnd hinter ihrem Sessel stand und sie bediente. Dort waren auch die drei alten Mädchen, entfernte Verwandte seines Vaters, der ein wenig geistesranke Schwager seiner Mutter, der bei ihnen auf Besuch wohnende Besitzer von sieben Seelen. Tschekmenjew, und noch verschiedene Greise und Greisinnen anwesend. Dieser ganze Hofstaat des Hauses Oblomow fieng Ilja Iljitsch auf und begann ihn mit Liebkosungen und Lobsprüchen zu überhäufen; er hatte kaum Zeit, die Spuren der ungebetenen Küsse abzuwischen. Dann begann seine Fütterung mit Semmeln, Zwieback und Sahne. Und dann, nachdem seine Mutter ihn nochmals liebkost hatte, erlaubte sie ihn im Garten, auf dem Hof und auf der Wiese spazieren zu gehen, indem sie die Kindsfrau streng ermahnte, das Kind nicht allein zu lassen, ihn nicht in die Nähe der Pferde, der Hunde, des Ziegenbocks zu führen, nicht weit vom Haus fortzugehen und vor allem ihn nicht an den Graben heranzulassen, als an die gefürchtetste Stelle der Gegend, die einen bösen Ruf genieße. Man hatte dort einmal einen Hund gefunden, den man nur darum als toll erklärte, weil er von den Menschen fortrannte, die mit Heugabeln und Hacken auf ihn loszogen, und irgendwo hinter dem Berg verschwand: in den

Graben lud man die crepierten Thiere ab; im Graben setzte man Räuber, Wölfe und verschiedene andere Wesen voraus, die es weder in der Gegend noch überhaupt auf der Welt gab.

Das Kind hatte die Ermahnungen der Mutter nicht abgewartet, es war schon auf dem Hof. Es betrachtete mit freudigem Erstaunen, als wär's zum erstenmal, das Elternhaus, mit dem schiefen Thor, mit dem in der Mitte gesenkten Dach, auf dem zartes grünes Moos wuchs, mit den wackelnden Stufen, mit verschiedenen Neben- und Überbauten und einem vernachlässigten Garten. Es möchte zu gerne auf die das Haus umsäumende, hängende Gallerie steigen, um von dort aus auf den Fluß zu schauen; doch die Gallerie ist alt, hält sich kaum und auf ihr dürfen nur die Dienstboten, nicht aber die Herrschaften gehen. Es achtete nicht auf das Verbot der Mutter und wollte sich schon den verlockenden Stufen nähern, als die Kindsfrau in der Thür erschien und es mit Mühe und Noth fieng. Es flüchtete vor ihr zum Heuboden hin, in der Absicht, auf der steilen Treppe hinaufzusteigen, und kaum hatte sie Zeit gehabt den Heuboden zu erreichen, als sie schon sein Vorhaben, auf den Taubenschlag zu steigen, auf den Viehhof und, was Gott behüte, in den Graben zu gelangen, vereiteln mußte.

– Ach Du mein Gott, was das für ein Kind ist, das reinste Quecksilber! Wirst Du ruhig sitzen? Schäme Dich! – sagte die Kindsfrau.

Und der ganze Tag und alle Tage und Nächte der Kindsfrau waren vom Herumlaufen und von Unruhe erfüllt: bald von Qual,

bald von lebhafter Freude um das Kind, bald von Angst, daß es hinfällt und sich die Nase zerschlägt, bald von Rührung, die durch seine aufrichtige kindliche Liebkosung hervorgerufen wurde oder von dunklem Bangen für seine ferne Zukunft. Nur das machte ihr Herz schlagen, diese Aufregung erwärmte das Blut der Alten und erhielt irgendwie ihr schläfriges Leben aufrecht, das sonst vielleicht längst erloschen wäre.

Das Kind ist aber nicht immer ausgelassen; manchmal wird es plötzlich ruhig, sitzt neben der Kindsfrau und blickt alles so durchdringend an. Sein kindlicher Verstand beobachtet alle vor ihm auftauchenden Erscheinungen; diese graben sich tief in seine Seele ein, und wachsen und reifen zugleich mit ihm.

Es ist ein herrlicher Morgen; die Luft ist kühl; die Sonne steht noch nicht hoch. Das Haus, die Bäume, der Taubenschlag und die Gallerie, – alles wirft weithin lange Schatten. Im Garten und auf dem Hof haben sich kühle Plätzchen gebildet, die zum Sinnen und Schlafen einladen. Nur in der Ferne glüht das Korn wie im Feuer, und der Fluß glänzt und funkelt so in der Sonne, daß die Augen schmerzen.

– Warum ist es hier dunkel und dort hell und warum wird es auch da hell sein, Kindsfrau? – fragte das Kind.

– Darum, Väterchen, weil die Sonne dem Mond entgegen geht, ihn aber nicht sieht und traurig wird, wenn sie ihn aber von Ferne sieht, hellt sie sich wieder auf.

Das Kind denkt nach und schaut immer um sich; es sieht, wie Antip Wasser holen fährt, wie neben ihm ein zweiter,

zehnmal so großer Antip schreitet, das Faß erscheint so groß wie ein Haus, und der Schatten des Pferdes hat die ganze Wiese bedeckt; der Schatten hat nur zwei Schritte über die Wiese gemacht und ist plötzlich hinter den Berg gerückt, während Antip noch nicht einmal Zeit gehabt hat, vom Hofe hinauszufahren. Der Knabe machte auch zwei Schritte, noch ein Schritt und er wird hinter dem Berge sein. Er wollte zum Berge hingehn, um nachzuschauen, wohin das Pferd hingekommen ist. Er geht zum Thore hin, aber jetzt ertönt aus dem Fenster die Stimme der Mutter:

– Kindsfrau! siehst Du nicht, daß das Kind in die Sonne gelaufen ist? Führe es in den Schatten; wenn ihm das Köpfchen heiß wird, thut es ihm weh, es wird ihm übel werden und es wird nicht essen. Es wird noch zu dem Graben hinlaufen.

»So ein Wildfang!« brummte leise die Kindsfrau, ihn zum Hause zurückführend.

Das Kind schaut und beobachtet mit scharfem allumfassendem Blick, was die Erwachsenen thun und womit sie den Morgen verbringen. Kein einziges Detail, kein einziger Zug entgleitet der gespannten Aufmerksamkeit des Kindes; das Bild des häuslichen Lebens prägt sich unauslöschlich in die Seele ein; der noch ungeformte Verstand wird vom lebendigen Beispiel durchgesetzt und zeichnet unbewußt das Programm seines Lebens nach dem ihn umgebenden Leben.

Man kann nicht sagen, daß der Morgen im Hause der Oblomows verloren gieng. Das Klopfen der Messer, die in der

Küche das Fleisch und das Gemüse zerhackten, drang selbst bis ins Dorf hin. Aus dem Dienstbotenzimmer drang das Zischen des Spinnrades und die leise, feine Stimme einer Frau herüber; es war schwer zu unterscheiden, ob sie weinte oder ein trauriges Lied ohne Worte improvisierte. Sowie Antip mit dem Faß auf den Hof zurückgekehrt war, kamen ihm aus allen Ecken Frauen und Kutscher mit Kübeln, Trögen und Krügen entgegen. Dort trug eine Alte eine Schüssel Mehl und einen Haufen Eier aus der Vorrathskammer in die Küche; und jetzt schüttete der Koch plötzlich Wasser durchs Fenster aus und bespritzte damit die Arapka, die den ganzen Morgen kein Auge vom Fenster wendete, freundlich mit dem Schweif wedelte und sich beleckte.

Der alte Oblomow ist auch nicht ohne Beschäftigung. Er sitzt den ganzen Morgen am Fenster und beaufsichtigt unermüdlich alles, was auf dem Hofe vorgeht.

– He, Ignaschka! Was trägst Du, Dummkopf? – fragte er den über den Hof schreitenden Mann.

– Ich trage die Messer in die Gesindestube zum Schleifen hin, – antwortete dieser, ohne den Herrn anzuschauen.

– Gut, trage sie nur hin und schleife sie ordentlich! Dann rief er irgendeiner Frau zu:

– He, Frau! Frau! Wohin bist Du gegangen?

– In den Keller, Väterchen, – sagte sie, indem sie stehen blieb, sich die Hand vor die Augen hielt und ins Fenster schaute, – ich habe Milch zum Mittagessen geholt.

– Gut! geh', geh'! – antwortete der Herr, – gib aber acht, daß

Du die Milch nicht ausschüttetest. – Und Du Sachar, Du Lausbub, wohin rennst Du wieder? – schrie er darauf, – ich werde Dich das Herumrennen schon lehren! Ich sehe Dich schon zum drittenmal über den Hof laufen. Marsch zurück, ins Vorzimmer!

Und Sachar gieng wieder ins Vorzimmer schlafen. Wenn die Kühe von der Weide zurückkehrten, sorgte der Alte als erster dafür, daß sie getränkt wurden; wenn er aus dem Fenster sah, daß der Hofhund ein Huhn verfolgte, traf er sofort strenge Maßregeln gegen diese Ruhestörung.

Auch seine Frau ist sehr beschäftigt; sie bespricht drei Stunden lang mit dem Schneider Awjerka, wie man aus dem Wams ihres Mannes ein Röckchen für Iljuscha herauskriegen soll, sie zeichnet selbst mit Kreide und paßt auf, daß Awjerka kein Tuch stiehlt; dann geht sie in die Mägdekammer, sagt jedem Mädchen, wie viel Spitzen sie den Tag zu flechten hat; dann ruft sie Nastassja Iwanowna oder Stjepanida Apapowna oder sonst irgend wen aus ihrem Hofstaat herbei, mit ihr im Garten spazieren zu gehen, wobei sie praktische Ziele verfolgt: sie schaut nach, wie die Äpfel reifen, ob der gestrige, der schon reif war, herabgefallen ist, hier muß gepfropft, dort gestützt werden u.s.w. Doch die größte Sorge war der Küche und dem Mittagessen gewidmet. Bezüglich des Mittagessens hielt das ganze Haus eine Versammlung ab, zu der auch die uralte Tante eingeladen wurde. Jeder schlug ein Gericht vor: der eine Suppe mit Gekröse, der andere Nudeln oder Magen, oder Kaldaunen, oder eine braune oder weiße Brühe zur Sauce. Jeder Rathschlag



wurde in Betracht gezogen, genau überlegt und dann nach dem endgiltigen Beschluß der Hausfrau angenommen oder abgelehnt. Unaufhörlich wurde bald Nastassja Pjetrowna, bald Stjepanida Iwanowna in die Küche geschickt, um an etwas zu erinnern oder einen Befehl aufzuheben, um Zucker, Honig, Wein zum Kochen hinzutragen und zu sehen, ob der Koch alles Verabfolgte verbrauchte.

Die Sorge um das Essen bildete das hauptsächlichste Lebensinteresse in Oblomowka. Was für Kälber wurden dort zu den Feiertagen gemästet! Was für Geflügel gezogen! Was für Erwägungen und Kenntnisse, welche Sorgfalt wurde bei dessen Behandlung angewendet! Die Truthühner und Küchlein, die für Namensfeste oder andere feierliche Tage bestimmt waren, wurden mit Nüssen gemästet; die Gänse wurden jeder Möglichkeit sich zu bewegen beraubt; man ließ sie ein paar Tage vor dem Feiertag unbeweglich im Sack hängen, damit sie vor Fett triefen. Was für gesottene, gesalzene und gebackene Conserven gab es dort! Was für Honig, was für Kwaß wurde dort gekocht, was für Pirogen wurden in Oblomowka gebacken!

So arbeitete und mühte sich alles im Laufe des Vormittags ab und führte ein so volles, so bemerkbares Ameisenleben. Diese arbeitsamen Ameisen kannten auch an Sonn- und Feiertagen keine Ruhe; dann ertönte das Klopfen der Messer in der Küche noch lauter und öfter; die Frau wiederholte ein paarmal die Reise aus der Vorrathskammer in die Küche mit einer doppelten Quantität von Mehl und Eiern; auf dem

Geflügelhof gab es häufigeres Stöhnen und Blutvergießen. Man backte eine Riesenpiroge, die von den Herrschaften selbst noch am folgenden Tage gegessen wurde; am dritten und vierten Tag giengen die Reste in die Mägdekammer über; die Piroge lebte noch am Freitag und ein ganz altgebackenes Ende davon, ohne jede Füllung wurde als Zeichen besonderer Gnade Antip überlassen, der, nachdem er sich bekreuzigt hatte, diese interessante Versteinerung furchtlos, mit lautem Krachen zerstörte, indem er weniger aus der Piroge selbst, als aus dem Bewußtsein, daß es eine herrschaftliche Piroge sei, Genuß zog, wie ein Archäologe, der mit Vergnügen einen schlechten Wein aus den Scherben irgendeines tausendjährigen Geschirrs trinkt.

Und das Kind sah alles und beobachtete alles mit seinem kindlichen, nichts auslassenden Verstand. Es sah, wie nach dem in nützlicher Arbeit verbrachten Morgen die Mittagsstunde kam. Der Mittag ist heiß, kein Wölkchen ist auf dem Himmel. Die Sonne steht reglos über dem Kopfe und sengt das Gras. Durch die Luft geht kein Windhauch und sie ist schon ohne Bewegung erstarrt. Weder ein Baum, noch das Wasser regen sich; über dem Dorf und dem Feld lagert vollkommene Stille – alles scheint ausgestorben zu sein. Die menschliche Stimme tönt laut und weit in die Leere. Man hört in einer Entfernung von zwanzig Klaftern einen Käfer fliegen und summen, und im dichten Gras schnarcht immer etwas, als hätte sich jemand hingelagert und schlafe süß.

Auch im Hause herrscht Todtenstille. Es ist die Stunde des allgemeinen Nachmittagsschlafes angebrochen. Das Kind sieht,

daß Vater und Mutter, die uralte Tante und der ganze Hofstaat sich jeder in seine Ecke begeben haben; und wer keine besaß, gieng auf den Heuboden, ein anderer in den Garten, ein dritter suchte im Vorhaus Kühlung und mancher deckte sich vor den Fliegen das Gesicht mit einem Tuche zu und schlief dort ein, wo ihn die Hitze und das umfangreiche Mittagessen zu Boden gestreckt hatten. Der Gärtner hat sich im Garten unter einem Busch, neben seinem Brecheisen hingelegt, und der Kutscher schläft im Stall. Ilja Iljitsch schaute in die Gesindestube hinein; dort lagen alle auf den Bänken, auf dem Fußboden herum, die Kinder sich selbst überlassend; diese krochen auf dem Hofe herum und wühlten im Sand. Auch die Hunde hatten sich tief in ihre Hütten verkrochen, da sie ja niemand anzubellen hatten. Man konnte durch das ganze Haus gehen, ohne jemand zu begegnen; man konnte getrost alles herausstehlen und auf Fuhren von dem Hofe fortführen; niemand würde daran gehindert haben, wenn es in jener Gegend Diebe geben würde. Das war ein alles verschlingender, unbezwingbarer Schlaf, das wahre Ebenbild des Todes. Alles ist todt; aus den Ecken dringt das verschiedenartige Schnarchen in allen Tönen und Arten herüber. Ab und zu hebt jemand im Schlaf den Kopf, blickt sinnlos und erstaunt nach allen Richtungen hin und dreht sich auf die andere Seite um, oder spuckt, ohne die Augen zu öffnen, im Schlafe aus, schmatzt mit den Lippen oder brummt etwas durch die Nase und schläft wieder ein. Ein zweiter springt rasch, ohne irgendwelche vorhergehende Vorbereitungen mit beiden Füßen vom Lager

auf, als fürchtete er, die kostbaren Augenblicke zu verlieren, greift nach dem Krug mit Kwaß und nachdem er die darin schwimmenden Fliegen so zurückgeblasen hat, daß sie zum andern Rand weggeschwemmt werden – wovon die bis dahin reglosen Insecten sich in der Hoffnung auf eine Besserung ihres Schicksals heftig zu bewegen beginnen, – netzt er sich die Kehle und fällt dann wieder wie angeschossen aufs Bett hin.

Und das Kind beobachtete immerzu. Es gieng nachmittags wieder mit der Kindsfrau in die freie Luft. Doch auch die Kindsfrau konnte trotz der strengen Ermahnungen der Gnädigen und trotz des eigenen Willens dem Bann des Schlafes nicht widerstehen. Auch sie wurde von dieser in Oblomowka herrschenden allgemeinen Krankheit angesteckt. Zuerst beaufsichtigte sie eifrig das Kind, ließ es nicht weit von sich fort, brummte streng, wenn es herumtollte; dann, als sie die Symptome der nahenden Ansteckung fühlte, begann sie es zu bitten, nicht aus dem Thor hinauszugehen, nicht den Ziegenbock zu reizen, nicht auf den Taubenschlag oder die Gallerie zu steigen. Sie selbst setzte sich irgendwo hin in den Schatten; auf die Stiege, die Schwelle des Kellers oder einfach auf das Gras, mit der Absicht, den Strumpf zu stricken und das Kind zu beaufsichtigen. Doch dann hielt sie es nur träge zurück und wackelte mit dem Kopf. »Ach, der Wildfang wird bevor man sich versieht, auf die Gallerie klettern,« dachte sie fast im Schlaf, »oder auch er geht. . . . zum Graben. . .« Hier senkte sich der Kopf der Alten auf die Kniee, der Strumpf entglitt ihren

Händen, sie verlor das Kind aus den Augen und schnarchte leise mit halbgeöffnetem Munde. Und es erwartete ungeduldig diesen Moment, mit dem sein selbständiges Leben begann. Es glaubte dann, in der ganzen Welt allein zu sein; es lief auf den Fußspitzen von der Kindsfrau fort, sah nach, wo ein jeder schlief; es blieb stehen und beobachtete aufmerksam, wie jemand erwachte, ausspuckte und im Schläfe etwas brummte. Dann stieg es mit bebendem Herzen auf die Gallerie und lief auf den knarrenden Brettern rundherum, kletterte auf den Taubenschlag, versteckte sich in die Tiefe des Gartens, lauschte dem Summen eines Käfers und folgte mit den Augen weit seinem Fluge durch die Luft; hörte es im Grase zirpen, suchte und fand die Ruhestörer; es fing eine Libelle, riß ihr die Flügel ab und sah, was aus ihr wurde, oder steckte einen Strohhalm in sie hinein und beobachtete, wie sie mit diesem Anhängsel flog; er betrachtete voll Vergnügen, mit verhaltenem Athem, wie die Spinne das Blut der gefangenen Fliege aussaugte und wie das arme Opfer zwischen ihren Füßen zappelte und sumnte. Das Kind schloß damit, daß es sowohl das Opfer als auch die Peinigerin tödtete. Dann kroch es in eine Rinne, grub darin herum und suchte sich Wurzeln, die es von der Rinde reinigte und voll Vergnügen aß, sie den Äpfeln und dem Eingesottenen der Mutter vorziehend. Es läuft auch aus dem Thor heraus; es möchte gerne in den Birkenhain; dieser scheint ihm so nahe zu sein, daß es ihn in fünf Minuten erreichen könnte, wenn es nicht ringsherum über den Weg, sondern geradeaus über die Rinnen, die Hecken und die Gruben gieng; doch

es fürchtet sich; man sagt, daß es dort Unholde, Räuber und wilde Thiere gibt. Es möchte auch gern zu dem Graben laufen; dieser ist nur fünfzig Klafter vom Garten entfernt; das Kind war schon zum Rand hingelaufen, kniff die Augen zu und wollte wie in den Krater eines Vulcans hineinblicken. . . Aber plötzlich erstanden vor ihm alle Erzählungen und Überlieferungen über diesen Graben. Entsetzt erfaßt es, es rennt halbtodt und vor Angst zitternd zur Kindsfrau zurück und weckt sie auf. Sie schüttelte den Schlaf von sich, ordnete sich das Kopftuch, steckte ihre grauen Haarsträhne mit dem Finger darunter, gab sich den Anschein gar nicht geschlafen zu haben, blickte bald Iljuscha, bald die herrschaftlichen Fenster mißtrauisch an und begann die Stricknadeln des auf ihren Knien liegenden Strumpfes ineinander zu stecken.

Unterdessen begann die Hitze nach und nach abzunehmen, in der Natur belebte sich alles: die Sonne näherte sich schon dem Walde. Und allmählich wurde die Stille im Hause gestört. Irgendwo in einer Ecke knarrte eine Thür. Man hörte auf dem Hofe Schritte, auf dem Heuboden nieste jemand. Bald trug ein Mann, sich unter der Schwere beugend, einen ungeheueren Samovar eilig aus der Küche vorüber. Man begann sich zum Thee zu versammeln. Der eine hatte ein streifiges Gesicht und thränende Augen, der andere hatte vom Liegen auf den Wangen und Schläfen rothe Flecken; ein dritter sprach nach dem Schlaf wie mit einer fremden Stimme. Das alles schnauft, ächzt, gähnt, kratzt sich den Kopf und streckt sich, nur mit

Mühe zur Besinnung kommend. Das Mittagessen und der Schlaf erzeugten einen unstillbaren Durst. Der Durst sengt die Kehle: jeder trinkt bis zu zwölf Schalen Thee, doch auch das hilft nicht. Man seufzt und stöhnt; man nimmt zum Preiselbeer- und Birnwasser und zum Kwaß Zuflucht. Manche helfen sich auch mit Medicamenten, um nur die Trockenheit in der Kehle zu erheben. Alle suchen nach Befreiung vom Durste, wie von einer Strafe Gottes; alle rennen herum, alle sind ermattet, wie eine Karawane von Reisenden in der arabischen Wüste, die nirgends eine Wasserquelle finden.

Das Kind ist auch hier, bei seiner Mama. Es betrachtet die es umgebenden, seltsamen Gesichter und lauscht ihrem schläfrigen, trägen Gespräche. Es findet es lustig, sie anzuschauen, ein jeder von ihnen gesprochene Unsinn interessiert es. Nach dem Thee beschäftigen sich alle mit irgendetwas. Der eine geht zum Fluß und schreitet langsam am Ufer entlang, indem er mit dem Fuße Steine ins Wasser wirft; ein zweiter setzt sich ans Fenster und fängt jede flüchtige Erscheinung mit den Augen auf. Wenn eine Katze über den Hof läuft, oder eine Dohle vorbeifliegt, verfolgt der Beobachter die eine und die andere mit dem Blicke und mit seiner Nasenspitze, indem er den Kopf bald nach rechts, bald nach links wendet. So lieben manchmal Hunde ganze Tage lang auf dem Fenster zu sitzen, indem sie den Kopf in die Sonne legen und jeden Vorübergehenden genau mustern. Die Mutter erfaßt Iljuschas Kopf, legt ihn auf ihre Kniee und kämmt ihm langsam das Haar, indem sie deren Weichheit bewundert und auch

Nastassja Iwanowna und Stjepanida Tichonowna bewundern läßt und spricht mit ihnen von Iljuschas Zukunft, wobei sie ihn zum Helden irgendeiner von ihr erdichteten, glänzenden Epopöe macht. Die Anwesenden versprechen ihm goldene Berge.

Doch es fängt zu dunkeln an. In der Küche prasselt wieder das Feuer und ertönt wieder das ofte Klopfen der Messer. Das Nachtessen wird zubereitet. Die Dienerschaft hat sich beim Hausthor versammelt, man hört dort lachen und Balalaika spielen. Man spielt Haschen. Und die Sonne verbarg sich schon hinter den Wald; sie warf noch ein paar warme Strahlen zurück, welche den ganzen Wald in einem feurigen Streifen durchschnitten und die Wipfel der Fichten in helles Gold tauchten. Dann erloschen die Strahlen allmählich. Der letzte Strahl hielt sich lange, er bohrte sich wie eine feine Nadel in das Dickicht der Zweige; doch auch er erlosch. Die Gegenstände verloren ihre Formen. Alles verschwamm zuerst in eine graue und dann in eine dunkle Masse. Das Singen der Vögel wurde immer schwächer, bald verstummten sie ganz, außer einem einzigen eigensinnigen, welcher gleichsam allen zum Trotze inmitten der ringsherum herrschenden Stille in Zwischenräumen eintönig allein zirpte, doch dann ertönte sein Zirpen immer seltener und endlich piffte auch er zum letztenmale, schwach und tonlos, regte seine Flügel, indem er die Blätter um sich herum in Bewegung brachte. . . und schlief ein. Alles verstummte. Nur die Grillen zirpten noch lauter um die Wette. Von der Erde stiegen weiße Dämpfe auf und breiteten sich über die Wiese und



den Fluß aus. Auch der Fluß wurde ruhiger, nach einer Weile plätscherte darin etwas zum letztenmale auf und er regte sich nicht mehr. Es roch nach Feuchtigkeit. Es wurde immer dunkler und dunkler.

Die Bäume gruppierten sich zu Ungeheuern zusammen; im Walde wurde es unheimlich. Dort knarrte plötzlich etwas, als wechselte eines von den Ungeheuern den Platz und ein trockener Zweig schien unter seinem Fuße zu knistern. Am Himmel leuchtete gleich einem lebendigen Auge der erste Stern hell auf, und in den Fenstern des Hauses schimmerten Lichter.

Jetzt traten die Minuten der allgemeinen, feierlichen Stille in der Natur ein, jene Minuten, in denen der schöpferische Geist intensiver arbeitet und die poetischen Träume heißer lodern, in denen die Leidenschaften im Herzen heftiger flammen oder der Gram schmerzlicher wird und der Keim des verbrecherischen Gedankens schneller reist und in denen . . . in Oblomowka alle so fest und ruhig schlafen.

– Mama, komm spazieren, – sagt Iljuscha.

– Was Dir einfällt, Gott sei mit Dir! Wie kann man denn jetzt spazieren gehen, – antwortete sie, – es ist feucht, Du wirst nasse Füßchen bekommen; es ist auch gruselig, jetzt geht der Unhold durch den Wald, er trägt die kleinen Kinder fort.

– Wohin trägt er sie fort? Wie ist er? Wo wohnt er? – fragte das Kind.

Und die Mutter ließ ihrer Phantasie freien Lauf. Das Kind lauscht ihr, die Augen öffnend und wieder schließend, bis der

Schlaf es endlich ganz überwältigt. Dann kam die Kindsfrau, nahm es von dem Schoße der Mutter und trug es, während es den Kopf schläfrig über ihre Schulter hängen ließ, ins Bett.

– Gott sei Dank, jetzt ist der Tag vorüber! – sagten die Oblomower, sich ins Bett legend, ächzend und ein Kreuz schlagend. – wir hätten ihn glücklich verlebt: gebe Gott, daß es morgen auch so ist! Gelobt sei der Herr! Gelobt sei der Herr!

Dann träumte Oblomow von einer anderen Zeit; er schmiegt sich an einem endlosen Winterabend ängstlich an die Kindsfrau und sie flüstert ihm von einem unbekannten Lande zu, wo es weder Nacht noch Kälte gibt, wo immer Wunder geschehen, wo Milch und Honig fließt, wo niemand das runde Jahr etwas thut und wo den ganzen lieben Tag lauter solche Helden wie Ilja Iljitsch, und so schöne Mädchen wie sie, weder im Märchen wiederzugeben, noch mit der Feder zu beschreiben sind, herumspazieren. Dort gibt es auch eine gute Zauberin, die manchmal in der Gestalt eines Hechtes erscheint und die sich irgendeinen stillen, arglosen Liebling auserwählt, mit anderen Worten irgendeinen Faulpelz, dem alle Unrecht thun, und ihn ganz ohne Grund mit allerlei Schätzen überschüttet, und er ißt nur und zieht die fertigen Kleider an und heiratet dann die unerhört schöne Militrissa Kirbitjewna. Das Kind verschlang gierig mit offenen Ohren und Augen, das Märchen. Die Kindsfrau oder vielmehr die Überlieferung vermieden in dem Märchen so geschickt alles, was in Wirklichkeit vorkommt, daß Phantasie und Verstand, die sich vom Erdachten

durchdringen ließen, schon bis zum Alter dessen Slaven blieben Die Kindsfrau erzählte gutmüthig das Märchen vom dummen Jemelja, diese boshafte und tückische Satire auf unsere Vorfahren und vielleicht auch auf uns selbst. Und wenn der erwachsene Ilja Iljitsch auch später erfährt, daß es weder Milch- und Honigflüsse, noch gute Zauberinnen gibt, wenn er auch lächelnd über die Märchen der Kindsfrau scherzt, ist sein Lächeln doch nicht aufrichtig, es wird von einem heimlichen Seufzer begleitet. Das Märchen hat sich bei ihm mit dem Leben verwebt, und er trauert manchmal unbewußt darüber, warum das Märchen nicht das Leben und das Leben kein Märchen ist. Er träumt unwillkürlich von Militrissa Kirbitjewna; es zieht ihn immer dorthin, wo man den ganzen lieben Tag nur spazieren geht, wo es keine Sorgen und keine Traurigkeit gibt; er behält für immer die Neigung bei, auf dem warmen Ofen zu liegen, in einem fertigen, nicht durch Arbeit gewonnenen Kleide herumzugehen und auf die Rechnung der guten Zauberin zu essen. Auch Oblomows Vater und Großvater hatten in der Kindheit dieselben Märchen gehört, die in der stereotypen Ausgabe des Alterthums von den Lippen der Kindsfrauen und Hofmeister durch Jahrhunderte und Generationen überliefert wurden.

Unterdessen läßt die Kindsfrau vor der Phantasie des Kindes ein neues Bild erstehen.

Sie erzählt ihm von den Heldenthaten unserer Achilles und Ulysses, von dem Muth eines Ilja Muromez, eines Dobrinja Nikititsch, eines Aljoscha Popowitsch, eines Polkan und eines

Wanderkrüppels, davon, wie sie durch Rußland gezogen sind, wie sie die unzähligen Heere der Ungläubigen geschlagen haben, wie sie darin wetteiferten, einen Kelch grünen Weines auf einen Athemzug, ohne sich zu räuspern, zu leeren; dann sprach sie von den bösen Räubern, von schlafenden Prinzessinnen, von versteinerten Städten und Menschen; zum Schlusse gieng sie zu unserer Dämonologie, zu Todten, Ungeheuern und Werwölfen über.

Mit der Einfachheit und Gutmüthigkeit eines Homer, mit derselben lebendigen Wahrheit der Details und Plasticität der Bilder überlieferte sie dem Gedächtnis und der Phantasie des Kindes die Iliade des russischen Lebens, die von unseren Homeriden in jenen nebelhaften Zeiten erschaffen wurde, als der Mensch mit den Gefahren und den Geheimnissen der Natur und des Lebens noch nicht vertraut war, als er noch vor dem Werwolf und dem Waldunhold zitterte, als er vor der ihn umgebenden Drangsal bei Aljoscha Popowitsch Schutz suchte und als die Luft, das Wasser, der Wald und das Feld vom Wunder beherrscht wurden. Das Leben eines damaligen Menschen war gefahrvoll und unsicher; er brauchte nur die Schwelle des Hauses zu verlassen, um einem Unheil zu begegnen; da konnte er jeden Augenblick von einem wilden Thiere zerrissen oder von einem Räuber erstochen werden, ein böser Tatarr konnte ihm sein Gut rauben oder er konnte auch spurlos, ohne irgendwelche Kunde von sich zu senden, verschwinden.

Oder es erschienen plötzlich Himmelszeichen, feurige Säulen

und Kugeln; dort, über dem frischen Grabe flammt ein Feuer auf, oder im Walde scheint jemand mit einer Laterne herumzuspazieren, furchtbar zu lachen und mit den Augen in der Dunkelheit zu funkeln. Auch mit dem Menschen selbst geschah so viel Unbegreifliches; mancher lebte lange und glücklich, ohne daß ihm etwas geschah, und plötzlich begann er ganz unverständlich zu reden oder mit einer ganz anderen Stimme zu schreien oder er irrte auch schlafend in der Nacht herum; ein anderer bekam plötzlich Krämpfe und wälzte sich am Boden herum. Und bevor so etwas geschah, krächte ein Huhn mit der Stimme eines Hahnes, und eine Krähe krächzte über dem Dache. Der schwache Mensch war ganz hilflos, während er sich entsetzt im Leben umschaute und suchte in seiner Phantasie nach dem Schlüssel zu den Geheimnissen der ihn umgebenden und der eigenen Natur.

Und vielleicht führte die Schläfrigkeit und beständige Ruhe des trägen Lebens, der Mangel an Bewegung und an wirklichen Ängsten, Abenteuern und Gefahren den Menschen dazu, anstatt der Wirklichkeit eine andere, erdachte Welt zu erschaffen und darin sich seine Phantasie tummeln und ergötzen zu lassen oder nach der Erklärung der einfachen Verkettung der Umstände und der Ursachen der Erscheinung außerhalb der Erscheinung selbst zu suchen. Unsere armen Vorfahren haben wie herumtastend gelebt; sie beflügelten nicht ihren Willen und hemmten ihn auch nicht, und dann wunderten sie sich und entsetzten sich über das Böse und über die Unbequemlichkeit ihres Lebens und

wollten alles Unverständliche bei den stummen und unklaren Hieroglyphen der Natur erfragen. Der Tod wurde für sie durch den vor kurzem zuerst mit dem Kopfe und nicht mit den Füßen aus dem Thore hinausgetragenen Todten verursacht; eine Feuersbrunst – weil der Hund drei Nächte unter dem Fenster geheult hat; und sie richteten ihre ganze Sorge darauf, daß man den Todten mit den Füßen zuerst an dem Thore hinaustrug, und dabei aßen sie dasselbe und ebensoviel und schliefen wie bisher auf Gras; der heulende Hund wurde geschlagen oder fortgejagt, und die Funken des Kienspans wurden wie bisher in die Ritze des faulenden Fußbodens geworfen. Und der Russe liebt es bis nun, inmitten des ihn umgebenden strengen, phantasielosen Lebens an die verlockenden Sagen des Alterthums zu glauben, und er wird sich von diesem Glauben vielleicht noch lange nicht lossagen.

Indem der Knabe den Märchen der Kindsfrau von unserem goldenen Vlies, von dem »Wundervogel« lauschte und sie ihm von den undurchdringlichen Mauern und den Geheimverließen des Zauberschlosses erzählte, suchte er seinen Muth anzufachen, indem er sich an die Stelle des Helden setzte, und es überlief kalt seinen Rücken, oder er litt an dem Mißgeschicke des Kühnen. Ein Märchen folgte dem andern. Die Kindsfrau erzählte voll Feuer, bilderreich gestaltend und ganz hingerissen, an manchen Stellen wurde sie von Begeisterung erfüllt, weil sie zur Hälfte selbst an die Märchen glaubte. Die Augen der Alten leuchteten; ihr Kopf zitterte vor Erregung; die Stimme erstreckte sich auf sonst ungewohnte Töne. Das Kind schmiegte sich an sie

mit Thränen in den Augen, von unerklärlicher Angst erfaßt. Wenn von den um Mitternacht aus den Gräbern steigenden Todten, oder von den in der Gefangenschaft des Ungeheuers schmachtenden Opfern oder vom Bären mit dem Holzfuße, der durch die Dörfer und Flecken wandert und seinen abgehauenen Fuß sucht, die Rede war, knisterten die Haare des Kindes vor Entsetzen; die kindliche Phantasie erstarrte bald und flammte bald wieder auf; in ihm spielte sich ein quälender, schmerzlich-süßer Vorgang ab; die Nerven spannten sich wie Saiten. Wenn die Kindsfrau düster die Worte des Bären wiederholte: »knarre, knarre, Lindenfuß: ich gehe durch die Flecken, ich gehe durch die Dörfer, alle Frauen schlafen, nur eine Frau schläft nicht, sie sitzt auf meinem Felle, kocht mein Fleisch, spinnt mein Haar« u.s.w. und wenn der Bär endlich in die Hütte trat und im Begriffe war, den Dieb, der ihm sein Bein geraubt hatte, zu packen, hielt das Kind es nicht länger aus, es stürzte sich zitternd und quietschend in die Arme der Kindsfrau und lachte dabei laut vor Freude, daß es sich nicht in den Krallen des Thieres, sondern auf der Ofenbank, neben der Kindsfrau, befand. Die Phantasie des Knaben wurde von seltsamen Gespenstern bevölkert; Angst und Bangigkeit hatten sich für lange Zeit, vielleicht für immer in seiner Seele eingenistet. Er blickt traurig um sich, sieht im Leben nichts als Unheil und Gefahren und träumt immer von jenem Zauberland, wo es weder Unglück, noch Sorgen, noch Traurigkeit gibt, wo Militrissa Kirbitjewna lebt, wo man so gut bewirtet und umsonst bekleidet wird.

Das Märchen hält in Oblomowka, nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen bis ans Ende des Lebens in seinem Bann. Alle im Hause und im Dorf, vom gnädigen Herrn und seiner Frau angefangen bis zum stämmigen Schmied Taraß – alle zittern sie vor etwas an einem dunklen Abend. Jeder Baum verwandelt sich dann in einen Riesen, jeder Busch in eine Räuberhöhle. Das Klappern des Fensterladens und das Heulen des Windes im Rauchfang machte die Männer, die Frauen und die Kinder erblassen. Niemand gieng am Dreikönigstag nach zehn Uhr abends allein aus dem Thor hinaus; ein jeder fürchtete sich in der Nacht vor Ostern in den Stall zu gehen, da er dort einen Kobold anzutreffen fürchtete. In Oblomowka glaubte man an alles: an Werwölfe und Gespenster. Wenn man ihnen erzählt hätte, daß eine Heugarbe auf dem Felde herumspaziert war, würden sie, ohne weiter nachzudenken, daran glauben; wenn jemand das Gerücht verbreiten würde, das sei kein Hammel, sondern etwas anderes, oder daß Marfa oder Stjepanida eine Hexe sei, würden sie sich sowohl vor dem Hammel als auch vor Marfa fürchten; es würde ihnen nie einfallen zu fragen, warum der Hammel kein Hammel mehr ist und warum Marfa sich in eine Hexe verwandelt hat, und sie würden noch über denjenigen losstürzen, der daran zu zweifeln gewagt hätte – so stark war der Glauben an das Wunderbare in Oblomowka!

Ilja Iljitsch wird ja später sehen, daß die Welt einfach eingerichtet ist, daß die Todten nicht aus den Gräbern steigen, daß Riesen, sowie sie sich zeigen, auf den Jahrmarkt kommen



und daß Räuber ins Gefängnis gesperrt werden, wenn aber der Glauben an die Gespenster auch verschwindet, bleibt doch ein Überrest von Angst und unfäßbarer Bangigkeit zurück. Ilja Iljitsch hat erfahren, daß es keine Ungeheuer gibt, die Unheil anrichten, er weiß aber kaum, wodurch es verursacht wird, erwartet bei jedem Schritt etwas Schreckliches und fürchtet sich; auch jetzt noch zittert er, von einer unbezwinglichen, in der Kindheit in seine Seele gesäeten Bangigkeit erfaßt, wenn er im dunklen Zimmer bleibt, oder einen Todten sieht; er lacht des Morgens über seine Angst und erbleicht wieder am Abend.

Dann sah sich Ilja Iljitsch als dreizehn- vierzehnjährigen Knaben. Er lernt schon im Flecken Werchljowo, fünf Werst von Oblomowka entfernt, beim dortigen Verwalter, dem Deutschen Stolz, der für die Kinder der Edelleute der Umgegend ein kleines Pensionat eingerichtet hat. Er hatte einen eigenen Sohn, Andrej, der fast im selben Alter wie Oblomow war, und noch einen Knaben, den er aufgenommen hatte, der fast niemals lernte, sondern meistens an Scropheln litt und die ganze Kindheit mit verbundenen Augen oder Ohren verbrachte; er weinte heimlich, weil er nicht bei der Großmutter, sondern in einem fremden Hause inmitten von Bösewichtern lebte, weil niemand ihn liebte und niemand ihm seinen Lieblingskuchen backte. Außer diesen Kindern gab es keine anderen in der Pension.

Vater und Mutter mußten sich darein fügen und den Wildfang Iljuscha lernen lassen. Das kostete Thränen, Heulen und Launen. Endlich führte man ihn fort. Der Deutsche war ein tüchtiger,

strenger Mensch, wie fast alle Deutsche. Vielleicht hätte Iljuscha bei ihm auch etwas Ordentliches gelernt, wenn Oblomowka von Werchljowo 500 Werst entfernt gewesen wäre. Wie sollte er denn sonst lernen? Der Reiz der Oblomower Umgebung, Lebensweise und Gewohnheiten erstreckte sich bis nach Werchljowo; auch dort war ja einst Oblomowka gewesen; dort athmete alles, außer dem Stolz'schen Hause, dieselbe Trägheit, Ungekünsteltheit der Sitten, Ruhe und Reglosigkeit aus. Der Verstand und das Herz des Kindes waren von allen Bildern, Szenen und Sitten dieses Lebens erfüllt, bevor er das erste Buch in die Hand bekam. Und wer weiß, wie früh die Entwicklung des geistigen Kernes im kindlichen Hirn beginnt? Wie kann man das Keimen der ersten Begriffe und Eindrücke in der kindlichen Seele verfolgen? Vielleicht während das Kind die Worte noch kaum aussprach oder auch noch gar nicht aussprach und selbst noch nicht gehen konnte und nur alles mit jenem starren, stummen kindlichen Blick betrachtete, den die Erwachsenen stumpf nennen, sah es und errieth schon die Bedeutung und den Zusammenhang der Erscheinungen der ihn umgebenden Sphäre, gestand das nur weder sich selbst noch ändern ein. Vielleicht bemerkte und verstand Iljuscha schon längst, was in seiner Gegenwart gesprochen und gethan wurde: wie sein Papa in Plüschhosen und einer wattierten braunen Tuchjoppe den langen, lieben Tag mit den Händen auf dem Rücken aus einer Ecke in die andere geht, Tabak schnupft und sich schneuzt, und die Mutter vom Kaffee zum Thee und vom Thee zum Mittagessen übergeht; wie

es dem Vater niemals zu controlieren einfällt, wieviel Garben gemäht wurden und eine etwaige Fahrlässigkeit zu bestrafen, wie er aber, wenn ihm sein Taschentuch nicht schnell genug gereicht wird, über Unordnung schimpft und das ganze Haus auf den Kopf stellt. Vielleicht hatte sein kindlicher Verstand längst beschlossen, daß man so und nicht anders leben sollte, als die Erwachsenen um ihn herum lebten. Ja, wie sollte er auch einen anderen Beschluß fassen? Und wie lebten die Erwachsenen in Oblomowka?

Stellten sie sich die Frage, wozu das Leben ihnen gegeben war? Gott weiß! Und wie beantworteten sie diese? Wahrscheinlich gar nicht. Das erschien ihnen sehr einfach und klar. Sie hatten nichts von einem sogenannten mühevollen Leben gehört, von Menschen, die quälende Sorgen in der Brust trugen, die aus irgend einem Grunde von einem Ort zum andern über das Antlitz der Erde irrten, oder ihr Leben der ewigen, endlosen Arbeit weihten. Die Einwohner von Oblomowka glaubten auch nicht recht an seelische Stürme; sie hielten den Kreislauf des ewigen Strebens irgendwohin und nach irgendwas nicht für das wahre Leben; sie fürchteten sich vor dem Drang der Leidenschaften, wie vor dem Feuer, und während bei anderen Menschen der Körper durch die vulcanische Arbeit der inneren seelischen Flamme schnell aufgebraucht wurde, ruhte die Seele der Oblomower friedlich, ohne Störungen im weichen Körper. Das Leben zeichnete sie weder durch frühzeitige Furchen, noch durch zerrüttende moralische Schläge und Leiden. Diese guten

Menschen faßten das Leben nicht anders, als ein Ideal der Ruhe und Unthätigkeit auf, das ab und zu durch allerlei unangenehme Zufälle, wie Krankheiten, Verluste, Streitigkeiten und unter anderem durch Arbeit, gestört wurde. Sie ertrugen die Arbeit als eine Strafe, die noch unseren Vorvätern auferlegt wurde, die sie aber nicht lieben konnten und von der sie sich bei jeder Gelegenheit befreien, da sie das für möglich und sogar für nöthig hielten.

Sie brachten sich niemals durch irgendwelche nebelhafte geistige oder moralische Fragen in Verwirrung; darum erfreuten sie sich auch immer des Frohsinnes und einer blühenden Gesundheit, darum lebten sie dort so lange; die Männer erinnerten mit vierzig Jahren an Jünglinge; die Greise kämpften nicht mit einem schweren, qualvollen Tod, sondern starben gleichsam verstohlen, erstarrten still und hauchten unmerklich ihren letzten Seufzer aus, nachdem sie unerhört lange gelebt hatten. Darum heißt es auch, daß die Menschen früher kräftiger waren. Ja, sie waren in der That kräftiger. Früher beeilte man sich nicht, dem Kinde den Sinn des Lebens zu erklären und es dazu wie zu etwas sehr Compliciertem und Ernstem vorzubereiten; man quälte es nicht mit Büchern, welche im Kopf eine Menge von Fragen erzeugen, die am Hirn und Herzen nagen. Die Norm des Lebens war fertig und war ihnen von den Eltern beigebracht worden, die sie ebenfalls fertig vom Großvater und dieser vom Urgroßvater mit dem Vermächtnis übernommen hatten, über deren Unberührtheit und Heiligkeit wie über das Feuer der Vesta

zu wachen. Wie alles bei Lebzeiten der Großväter und Väter gethan wurde, so wurde es auch unter Ilja Iljitschs Vater und so wird es vielleicht bis nun in Oblomowka gethan.

Worüber hatten sie denn zu sinnem und sich zu erregen, was zu ergründen und welche Ziele zu erreichen? Das alles war unnöthig. Das Leben rann wie ein ruhiger Fluß an ihnen vorbei; sie brauchten nur am Ufer dieses Flusses zu bleiben und die unvermeidlichen Erscheinungen zu beobachten, welche ungerufen der Reihe nach vor einem jeden von ihnen erstanden.

Und auch der Phantasie des schlafenden Ilja Iljitsch zeigten sich ebenfalls der Reihe nach, gleich lebenden Bildern, die drei Hauptmomente des Lebens, die sich ebensowohl in seiner Familie, wie auch bei den Verwandten und Bekannten abspielten: Geburt, Hochzeit und Begräbnis. Dann folgte eine bunte Procession ihrer freudigen und traurigen Unterabtheilungen: Taufen, Namenstage, Familienfeste, Fastenanfang und Ende, geräuschvolle Diners, Familienbesuche, Begrüßungen, Gratulationen, officiële Thränen und Lächeln. Alles wurde so genau, so ernsthaft und feierlich erfüllt. Er sah sogar bekannte Personen vor sich und ihren Ausdruck bei verschiedenen Gelegenheiten, ihre Besorgtheit und Geschäftigkeit. Wenn man ihnen eine noch so kitzliche Heiratsvermittlung, eine noch so feierliche Hochzeit oder einen Geburtstag einzurichten übergeben hätte, würden sie alles nach allen Regeln, ohne die geringste Fahrlässigkeit besorgt haben. Wenn es sich darum handelte, welcher Platz einem jeden der Anwesenden

anzuweisen war, wie und was aufgetragen werden sollte, wer mit wem während der Ceremonie zu fahren hatte oder wie man sich bei irgendeinem Vorzeichen verhalten mußte, wurde in Oblomowka niemals auch nur der geringste Verstoß begangen. Verstand man dort etwa nicht ein Kind aufzuziehen? Man braucht sich nur anzuschauen, was für rosige und gewichtige Cupidos die dortigen Mütter tragen und führen. Sie bestehen darauf, daß die Kinder dick, weiß und gesund sein müssen. Sie werden sich vom Frühling entsagen und nichts davon wissen wollen, wenn sie bei seinem Antritt nicht eine Lerche gebacken haben. Wie sollten sie das alles nicht wissen und nicht erfüllen? Das ist ihr ganzes Leben und Wissen, darin sind alle ihre Leiden und Freuden. Sie gehen darum jeder andern Sorge und Trauer aus dem Wege, weil ihr Leben immer von diesen unvermeidlichen Urereignissen gewimmelt hat, die ihrem Verstand und ihrem Herzen unendliche Nahrung boten. Sie erwarteten mit Herzklopfen irgendeinen Vorgang, ein Festessen, eine Ceremonie, um später, nachdem der Mensch getauft, verheiratet oder begraben war, ihn selbst und sein Schicksal zu vergessen und sich in ihre gewohnte Apathie zu versenken, aus der sie durch einen neuen ähnlichen Fall, einen Geburtstag, eine Hochzeit u.s.w. aufgerüttelt wurden. Sowie ein Kind geboren wurde, war die erste Sorge der Eltern, wie man am genauesten, ohne das geringste zu vergessen, alle vom Anstand geforderten Ceremonien, in diesem Falle das Taufessen bewerkstelligen sollte; dann begann die sorgfältige Pflege des

Kleinen. Die Mutter stellte sich und der Kindsfrau die Aufgabe: ein gesundes Kind aufzuziehen, es vor Erkältung, vor einem bösen Blick und anderen feindlichen Umständen zu hüten. Man war voll Eifer darum besorgt, daß das Kind stets lustig sei und viel esse. Sowie der Bursche auf den Füßen stehen, d.h. sobald er der Kindsfrau entrathen kann, schleicht sich schon in das Herz der Mutter der heimliche Wunsch, für ihn eine möglichst gesunde, rothbackige Gefährtin zu finden. Es beginnt wieder eine Epoche der Ceremonien, der Festessen und endlich kommt die Hochzeit. Darauf concentrirt sich des ganze Pathos des Lebens. Dann beginnen wieder die Wiederholungen. Das Gebären von Kindern, die Ceremonien und Festessen, bis das Begräbnis die Scenerie ändert; das geschieht aber nicht für lange Zeit. Die einen Personen machen den anderen Platz, die Kinder werden zu Jünglingen und zugleich zu Bräutigamen, sie heiraten, setzen ähnliche Geschöpfe in die Welt – und nach diesem Programm zieht sich das Leben als ein ununterbrochenes, eintöniges Gewebe hin und zerreißt unmerklich am Grabe angelangt.

# Конец ознакомительного фрагмента.

Текст предоставлен ООО «ЛитРес».

Прочитайте эту книгу целиком, [купив полную легальную версию](#) на ЛитРес.

Безопасно оплатить книгу можно банковской картой Visa, MasterCard, Maestro, со счета мобильного телефона, с платежного терминала, в салоне МТС или Связной, через PayPal, WebMoney, Яндекс.Деньги, QIWI Кошелек, бонусными картами или другим удобным Вам способом.